

FAMA

Feministisch-
theologische
Zeitschrift
13. Jahrgang
Juni 1997

FAMA 2



Lob der Faulheit

1 2
Wo eine faulenz, da sind Armut, Sünde und Laster nicht weit. Wenn es nach dem Volksmund und einzelnen Märchen ginge, dann führte Müssiggang geradewegs in Teufels Küche, wäre Faulheit Einfallstor für den Leibhaftigen persönlich.

Demgegenüber ist das zielgerichtete Nichtstun, die Musse durchaus wohl-gesehen. «Freie Zeit von etwas und für etwas – ohne Eile und Hast», so definiert das Wörterbuch. Musse als Erholungsraum, Zwischenraum zwischen Arbeit und Arbeit, das ist erlaubt. Doch scheint die Musse ebenso sehr von den Begrenzungen durch die Arbeit wie durch den Freiraum des Nichtstuns definiert. Wohl nicht von ungefähr hat das mit Musse eng verwandte Verb «müssen» eine eigentümliche Wandlung durchgemacht: Meinte es ursprünglich «Raum haben; Erlaubnis haben, dürfen», so begann man mit demselben Verb im Mittelhochdeutschen Zwangsverhältnisse äusserer und innerer Art zu beschreiben. Wir kennen das Verb nur noch in dieser zweiten Bedeutung.

Zwangloses, zweck- und zielloses Sein scheint, parallel zur Entwicklung eines linearen Zeitverständnisses, immer schwieriger geworden zu sein.

Was keinem Ziel dient, wurde je länger je mehr suspekt, ja verabscheuens-würdig. So schlägt sich's auch in der Sprache nieder: Wer Zeit verbringt, ohne etwas zu tun, faulenz. Wer dies aber gar dem Arbeiten vorzieht, gilt als bequem, arbeitsscheu, faul, ja sogar stinkfaul.

Unversehens sind wir in Bereiche geraten, wo es fault, verwest und stinkt. Fauliges Obst, modrige Keller, gar totes Fleisch... – wir sind in die Niederungen körperlichen Zerfalls abgesunken. Pfui, dahin wollen wir nicht! Denen, die sich zu sehr treiben lassen, soll's eine Warnung sein.

Wir ahnen's schon: Wo Natur und Körper vor sich hin modern, da kann auch die weibliche Natur nicht weit sein. Und tatsächlich: Der indogermanische Stamm fu- (faulen, stinken) kommt nicht nur im Ausruf «pfui!» vor, sondern findet sich auch im Wort «Fotze», der vulgären Bezeichnung für Vulva, wieder.

Ein Glück, gibt's noch die Romantiker, die entgegen allem Gesagten mit dem

Müssiggang gleich auch die Frauen aufs höchste Podest gehoben haben. Schlegel etwa lobt in seinem Roman «Lucinde» den Müssiggang als «einziges Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradiese blieb.» «In der Tat», schreibt er, «sollte man das Studium des Müssiggangs nicht so sträflich vernachlässigen, sondern es zur Kunst und Wissenschaft, ja zur Religion bilden. ... Je göttlicher ein Mensch oder ein Werk des Menschen ist, je ähnlicher werden sie der Pflanze ... Und also wäre ja das höchste vollendetste Leben nichts als ein reines Vegetieren.» Einfach nur sein und nichts tun wie eine Pflanze! Wer könnte das besser als die Frauen, «diese schönen Gewächse und Pflanzen im grossen Garten des Lebens» (Originalton Schlegel). Ehe wir's gedacht, finden wir die Frauen wieder in eins gesetzt mit der Natur.

Einmal mehr sind wir beim Organischen angelangt, diesmal vor der Verwesung, in seiner schönsten Blüte. Ob der Unterschied so gross ist? Die Idealisierung scheint nur die Kehrseite der Medaille. Wer sich dem süssen Nichtstun verschreibt, überlässt sich auf jeden Fall der Natur und die ist eben ambivalent. Wie die Frauen...

Und da im Reich der Sinne auch die lüsternen Triebe nicht weit sind, gelangen wir nur allzuschnell in den Pfuhl der Sünden und in die Fänge des Teufels. Wie's eine Version des Sprichworts sagt: «Müssiggang ist des Teufels Ruhebett». Der Kreis schliesst sich – riecht ihr, wie es modert?!

Trotzdem behält das Nichtstun seinen Reiz – oder vielleicht erst recht. Statt Frauen bieten sich auch andere Projektionsflächen an. Im Fall von Goethe sind es Zigeuner: «Man beneidete die wunderlichen Gesellen, die in seligem Müssiggange alle abenteuerlichen Reize der Natur zu geniessen berechtigt sind.» Mag hier der Neid noch in halbwegs freundlichem Kleid daherkommen, so schlägt er vielerorts nur allzuschnell um in die Abwehr und Abwertung jener «anderen», die sich nicht nach dem geltenden Arbeits- und Pflichtethos richten. So werden etwa Arbeitslose als faul und arbeitsscheu verunglimpft. Doch was

den Neidern fehlt, davon haben die Beneideten zu viel: Zeit – unstrukturierte Zeit. In einer Gesellschaft, die den Wert von Männern und Frauen in erster Linie über bezahlte Arbeit definiert, ist erzwungene Musse kein Freiraum, sondern lähmende Leere. Nicht weniger lähmend ist aber für die, welche im Lohnarbeitsprozess weiter eingespannt sind, der Druck, die doppelte Arbeit in derselben Zeit zu leisten. Die Lösung läge auf der Hand: bezahlte und unbezahlte Arbeit, Tun und Nichts-Tun müssten so verteilt werden, dass es kein zuviel und kein zuwenig mehr gäbe, sondern für alle von beidem genug.

Da auch wir als Feministinnen uns nur schwer der Auffassung entziehen können, nur ein arbeitsames Leben sei ein gutes Leben, geben wir in diesem Heft der Faulheit Raum.

Ursula Vock

Ein Lob... der Faulheit ???

Rahel Hutmacher

Ich zog mich nun gern für Tage, ja für Wochen aus der Welt, um mich an unbekanntem Orten einem süssen und heimlichen Leben hinzugeben. Das kam schliesslich auch meiner Mutter zu Ohren, und es wollte ihr gar nicht gefallen! Gar nicht!

«Ganz allein?» rief meine arme Mutter aus.

Ja, ganz allein.

«Und was tust du dort?»

Nichts.

«Nichts?» rief meine arme Mutter.

Ja. Nichts ist auch etwas; aber das sagt man meiner Mutter besser nicht, so etwas Törichtes! Nein! Besser nicht!

«Nichts», sagte ich deshalb zu ihr, und das war ja schliesslich nicht gelogen, wenn es auch nicht die vielarmige und feuerzüngige Wahrheit war.

«Das soll jetzt Arbeit gewesen sein?» rief Maria. Sie konnte es nicht fassen.

«In einer Ecke liegen und den ganzen Kurs verpennen? Arbeit?» rief sie und schämte sich.

Sie hatte so schön ausgesehen! Sie hatte geschlummert, nicht gepennt! Aber das durfte sie jetzt nicht hören. Jetzt musste sie sich anklagen! Nur ihre rosige Zunge, die sie mir beim Gähnen zeigte, verriet mir ihr heimliches Einverständnis. Einverständnis?

Ja. Aber heimlich! Während ihres schönen Schlafs war ihr nämlich ein Etwas ins Ohr gesagt worden, mitten ins weiche Herz, so dass sie lächelnd erwachte, seufzend und schön.

Aber jetzt! Jetzt hatte sie den ganzen Kurs verpennt, alles Wichtige verpasst und überhaupt nicht gearbeitet!

Nein?

Nein!

«Warum tust du nicht ENDLICH etwas Vernünftiges?» rief meine alte Mutter aus. Arme Mutter! Wie musste sie weinen und sich grämen! Das hatte sie wirklich nicht verdient! Nein! Sie hatte mich zu etwas Rechtem erziehen wollen, damit aus mir nicht auch ein Windei wurde. Wenigstens aus dieser Tochter sollte etwas Vernünftiges werden! Etwas Vernünftiges! Keine, die dem flüchtigen Glück hinterher wollte und ihre arme Mutter im Unglück sitzenliess!

Und jetzt das! Was war nur aus dieser

Tochter geworden, diesem ungeschickten, aber gehorsamen Mädchen? Eine Verrückte, die den Wolken zusah, statt ihre alte Mutter anzurufen! Eine, die das Schweigen liebte! Eine Verrückte!

Arme Mutter! Ihre Tochter war ihr verrückt geworden! Stinkfaul und verrückt! Tja.

Wenn eine Frau sich endlich, endlich für etwas entschieden hat, das sie noch gar nicht benennen kann, das für ihre zu Tode enttäuschte Mutter aber Faulheit heisst? Was hatte ich jetzt davon, ich Verrückte? Ausser einer bitterlich weinenden alten Mutter? Ausser Schuldgefühlen?

Kummer und Ärger, das hatte ich davon. Ich hatte nämlich etwas getan, das ich nicht hätte tun dürfen, ich als Frau!

Hätte ich es als Vater, als Sohn, als Mann denn gedurft?

Aber klar! Dann hätte mein Luftgehäkel «Kreativität» geheissen! «Recherchen»! «Retraite»! Ein edles Fremdwort jedenfalls!

Gut, immerhin. Recherchen sind wenigstens nicht faul! Die enden in einem Produkt, einem Ergebnis, in tausend Wörtern! Die sind etwas Getanes!

Aber stundenlanges, ja tagelanges oder gar wochenlanges Schweigen? Darf man das, sogar als Mann?

Aber sicher! Das ist ein Eremit, ein haariger Schweiger, kein fauler Pelz! Denn er tut etwas! Er kämpft Tag und Nacht gegen Versuchungen mit Brüsten, Gott bewahre ihn! Er ist fromm, nicht faul, auch wenn er schweigt und sich nicht wäscht. Und Gott bewahrt ihn! Raben tragen ihm sein Brot herbei! (Sollte dies den Raben zu sehr stinken, meldet sich dafür bestimmt eine fleissige Menschenfrau.)

Es ist also ganz einfach. Männer sind kreativ oder fromm, das ist erlaubt; Frauen sind faul, und das ist nicht erlaubt, jede Hausfrau weiss das. Eine Frau hat nicht nichts zu tun! Nie! Sie ist die fleissige Tochter einer fleissigen Mutter, und mit ihren fleissigen Händen dreht sie die Welt.

Gut. Schliesslich muss die Welt gedreht und geputzt werden, und da Männer sich dafür offenbar nicht so interessieren, drehen und putzen halt die Frauen.

Ach! Warum wollte mir das einfach nicht behagen? Warum wollte ich viel lieber köstlich schweigen, mich im Alleinsein herumtreiben und meinen Haaren beim Wachsen zuhören? Ich Faule, ich gänzlich verkehrte Welt?

«Und was tust du dort?»

Auch wenn ich es gewollt hätte, ich hätte meiner armen Mutter nicht sagen können, was ich in den Wolken, unter Fledergedanken und hinter weissen Ausreden tat. Kaum liess sich nämlich einmal eine schöne Wahrheit am Flügel erwischen, wusch, schon war sie wieder weg, und ich hatte die Hand voll Federn. Nichts, das man meiner Mutter vorweisen könnte!

Arme Mutter! Aus ihrer Tochter war trotz aller Mühe ein Hasenbrot geworden, eine Weissband, ein Windei. Faul!

Alles Schimpfen nützte nichts!

Aber Faulheit mochte ich mein Nicht-Tun trotzdem nicht nennen.

Fäulnis? Schon eher. Auch die Alchemistinnen nannten den nächtlichsten, den schwärzesten Teil ihrer Arbeit Putrefactio, Faulung; denn damit aus einer Frau was wird, muss sie erst einmal zu vollkommener Schwärze gedeihen, erst einmal von ihrer enttäuschten Mutter beschimpft und von weissen Schuldwürmern gut durchgekaut werden. Sie muss sich verzweifelt auf die Erde fallenlassen und nicht mehr weiterwissen, das schon. Aber dabei bleibt es nicht.

Ach! Ein Loblied auf die Faulheit sollte das hier werden, auf ihre nicht genug zu preisenden Gaben, auf ihre heimlichen Wonnen. Und jetzt? Von Schuld und weissem Zorn erfüllte Herzkammern! Scheltende Mütter! Fleissige Würmlein! Stinkige Entwertung, bedrohlich schmatzende Depression! Die allerfleissigste Faulheit der Welt; und damit eigentlich Arbeit, wenn man das alles richtig betrachtet und bedenkt.

Arbeit! Bin ich denn noch bei Trost? Dies sollte doch ein Loblied auf die Faulheit werden, stinkend oder nicht! Doch kein Lob der Arbeit, blödes Weib! Jaja.

Trotzdem: Arbeit. Die Alchemistinnen waren kluge Frauen, die nicht zum Spass «Arbeit» sagten, «Werk» und «Prozess»; und auch bei ihnen war es ja nicht mit ein paar durchwachten Nächten, einigen durchschwiegene Wochen getan, oh nein! Ein Lebenswerk musste es sein! Lebenslängliche, hingebende, alleraufmerksamste Arbeit!

«Arbeit soll das gewesen sein? In der Ecke liegen und pennen?»

Ja, schöne Schläferin!

Arbeit!

Tja.

Was nun?

Wie komme ich auf meinen faulen Lobgesang, auf meinen Preis des Müsiggangs und der strahlenden Nutzlosigkeit? Auf's herzerhebende Besingen der Staubflocken unter dem Lotterbett? Auf's fröhliche Halleluja, weil sich schon seit Tagen keine saubere Unterhose mehr finden lässt, denn ich war faul!

Los, du Faule! Lobe!

Aber jetzt habe ich mich natürlich in den allerstachligsten Dogmen verirrt und bin in der Dualität hängengeblieben: gute Arbeit, schlechte Faulheit; oder böse Arbeit, liebe Faulheit; den Dogmen kommt's nicht darauf an. Hauptsache: so geht das nicht weiter!

Tja. Da stecken wir nun im vieltausendjährigen Rosenhag, blitzendes Schwert und alles, und dahinter schläft, ungeweckt und ungesehen, die rosenzüngige Wahrheit, hundert Jahre braucht das manchmal schon, tausend Jahre! (Manchmal tut's ein Wochenende aber auch, denn hier geht's ja nicht um Meter und Sekunden, sondern um Faulheit und Wahrheit, um Liebe vielleicht auch, um Herzzeit.)

So hängen wir also unversehens der Zeit im Hag, denn wer auch immer hinter den

dornigen Dogmen schläft, Frau Faulheit oder Meisterin Arbeit oder die holde Wahrheit, diese Schöne besteht ganz und gar aus Zeit.

Das stimmt! Das kann uns jede schuf-tende Hausfrau sogleich bestätigen: um die Zeit geht es hier wohl, um die grosse Göttin Zeit.

So zappeln wir in unseren Dornen-hecken, meine arme alte Mutter und ich. Sie weint in ihrem Pflichtspalier, weil ihre einst so vielversprechende Tochter sich in eine weisse Wolke aufzulösen wünscht, die Verrückte, in ein schnee-gleiches Nichts, und meine arme Mutter muss sich fragen, ob das nun richtig ist oder falsch, faul oder fleissig, verboten oder gar erlaubt, oh Gott.

Und ich? Ach, ich quäle mich genauso mit meinem giftigen Gewissen herum, genauso! Denn auch ich bin nur eine Frau; und auch Du wirst so eine Stachel-hecke zum Hängenbleiben und Zappeln hegen und pflegen, ob Du's zugibst oder nicht.

Dabei wäre es so einfach! Sobald wir nämlich dem Gras beim Wachsen zuhören und der Zeit beim Vorbeirauschen, sind wir ja weder faul noch fleissig, weder von süsser Tugend noch von bitterer Sünde erfüllt, nichts von alldem! Oder alles gleichzeitig! Das geht! Das geht sogar sehr gut und macht eine Frau durchaus heiter!

«Und was *tust* du dort?»

Ach, wir sitzen unserer grossen Schwester Zeit im Schoss, im unsichtbaren Rosenhag und Himmelreich, und geben uns mit blauem Allerlei ab, mit süsser Entrückung ja wohl auch; und Faulheit ist das alles nicht, denn wir haben alle Hände voll zu tun! Alle Hände voll Engelsfederchen!

Meiner armen Mutter ist zwar nun leider die Tochter verrückt geworden, weggerückt aus allem weiblichen Gehorsam; aber so schnell gibt meine Mutter nicht auf! Sie putzt jeden Tag die Flusen unter ihrem Bett weg, und ihr Gewissen ist stets frisch gewaschen, denn wo kämen wir da hin, wenn sich einfach alle Frauen der Zeit hingäben, ihren Rosenhecken und Komposthaufen?

Arme alte Mutter! Mit dem Staubsauger will sie die grosse Göttin Zeit bekämpfen, die ihre windige Tochter verführt und aufgeessen hat! Aber Göttinnen sind, wenn sie überhaupt etwas sind, unbeschreiblich und unputzbar. Nicht einmal meine Mutter kann die ehrwürdige Frau Zeit zur Ordnung zwingen, und das will etwas heissen!

Nein, liebe Mutter, so geht das wohl nicht, denn wenn wir uns der Göttin überhaupt nähern wollen, tun wir es wohl besser nicht mit Schimpfen oder Putzen, sondern lieber mit Wunderwör-tern wie «dermaleinst».

Arme verwirrte Mutter!

Tja. Sie hat es eben längst nicht mehr bloss mit einer missratenen Tochter zu tun, sondern unversehens mit etwas, das die Alchemistinnen wohl «Wandlung» nannten (wenn sie es überhaupt nannten). Benennen *muss* nicht sein! Es geht auch

ohne Reden und Benennen!) und die weisen Frauen «Nichttun» und «Ge-währen lassen».

«Gewährenlassen»! Trotz des ärgerli-chen Geschreis meiner armen Mutter ist «Gewährenlassen» ein sehr gutes Wort, um es der grossen Göttin Zeit vorzusin-gen. «Gewährenlassen», «dermaleinst»: das hört sie gern, die Schöne!

Ja, liebe Mutter, so kann das also auch gehen mit den Frauen, die das Asche-Sitzen studieren, in der Ecke liegen und achtsam nichttun. Plötzlich, eines Tages oder dermaleinst ist aus der stinkfaulen, depressiven Pechmarie eine Andere ge-worden, eine Neue, eine ohne Namen, eine Aufgewachte!

Dornröschen räkelt sich und zeigt ihr rosiges Gähnezünglein; und es soll mir jetzt nur niemand mit prinzlichen Küssen kommen!

Nein! Mit Prinzen hat das hier nichts, aber auch gar nichts zu tun!

Womit denn?

Nun, mit der guten Frau Zeit, ja? Unsere schöne Schläferin ist jedenfalls nun auf-gewacht, «weil ihre Zeit erfüllet war», auch so ein Zauberwort; und aus dem Staunen kommt sie gar nicht mehr her-aus! Sie ist derart mit Sich-Wundern beschäftigt, dass sie darob das Entschul-digen und Erklären ganz vergisst, das Küssen auch gleich mitvergisst, und das ist wohl auch besser, vorerst.

Nein! Heute mal keine Prinzen, keine Erlöser und Küsserliche! Geht, ihr Prin-zen, glänzt euren Müttern etwas vor, seid ihnen ein Stolz und ein Trost, den Armen, die von ihren faulen Töchtern so enttäuscht sind!

So kommt nun doch noch etwas Ord-nung in dieses Durcheinander! Die Prin-zensöhne tun zwar auch nicht gerade viel, ein bisschen Herumglänzen und Prahlen. Aber sie verbreiten Ruhm und Ehr, damit ihre Mütter ihren Nachbarin-nen «Mein Sohn!!!» zuflüstern können; und wir unversehens erweckten und von der Zeit an den Haaren herbeigezogenen Töchter sind plötzlich frei.

Frei!

Frei, um uns dem Nichts-Müssen hinzu-geben, dem Wahr-Nehmen und Herz-klopfen. Es verschlägt uns die Sprache, aber das ist ganz nützlich. So können wir sogleich schweigend und aufmerksam mit dem Gewahrsein beginnen, und aus dem rosenfarbenen Staunen brauchen wir nun unser Leben lang nicht mehr herauszukommen.

«ABER!!!» sagt nun die genaue Leserin, «Gewahrsein und Gewähren, Zeithaben und das alles, wunderbar! BLOSS: davon haben wir noch nicht gegessen! Wir sind Frauen, keine biblischen Li-lien! Von irgend etwas sollten wir ja auch noch *leben*, nicht?»

Liebe Schwester, sei unbesorgt! Bei der grossen Frau Zeit ist der Müssiggang aller Nahrung Anfang; das aufmerksame Wahrnehmen und das windige Herum-träumen sind ihre süsse Milch. Du hast Zeit und träumst, so bist du immer wohl-genährt und kommst auf gute Ideen; und das Gewahr ist der Gefahr nahe genug,

dass du auch immer Geld hast. Nie zuviel! Aber immer gerade genug, denn Wahrhaben macht Licht im Portemonnaie und ist eines guten Lebens Beginn.

Sei unbesorgt! Jede kann das erlernen, sofern sie eine Frau ist, der das Müssen verleidet ist. Du kannst das auch! Pro-bier's nur aus! Es ist nicht schwer!

Es ist sogar ganz leicht, denn was die Liebe und die Wahrheit wohl am meisten brauchen, ist gute Zeit, und die hast du ja nun.

So sind wir untereins vom Dorngezweig doch noch ins schöne Paradeis geraten.

Und nun?

Was erblickst du jetzt in den zärtlichen Staubmeeren unter deinem Bett? Lauter weisse Herzeier!

Rahel Hutmacher, *1944, Psychothera-peutin, Supervisorin, Schriftstellerin, Sängerin/Musikerin, Alleingängerin.

Müssiggang – aller Laster Anfang?

Marianne de Mestral

Meine eigenen frühen Erfahrungen mit diesem Sprichwort kommen mir zuerst in den Sinn. Leitsätze, wie dies einer ist, haben mich nämlich stark geprägt. So erinnere ich mich, wie fürchterlich ich es fand, täglich – auch an Sonntagen und während den Ferien – spätestens um 7.20 Uhr definitiv aus den Federn gejagt zu werden. Meine Mutter fand dies pädagogisch wichtig, tägliche Disziplin musste sein, um nicht auf einen schlechten Weg einzuspüren und ins Faulenzen zu geraten, denn wir Kinder sollten arbeitsam und fleissig werden.

Als junge Erwachsene wollte ich mich, so gut ich es nur konnte, ganz von meiner Mutter absetzen, das heisst, zumindest von ihren – meiner Empfindung nach – eng gefassten Prinzipien und überhöhten Idealen Abstand halten. Heute stelle ich fest: die frühkindliche Prägung wirkt nach – ich bin zur Vielleisterin geworden. Ich gebe es zwar nicht so gerne zu, aber Arbeiten hat eine grosse Bedeutung, einen wichtigen «Sitz» in meinem Leben.

Vielleicht wäre mein Leben einfacher gewesen, wenn ich mehr vorgeprägten Mustern gefolgt wäre. Ich habe versucht – und das war anfangs der siebziger Jahre weder üblich noch einfach, es galt eher als gesellschaftliche Provokation – Familienarbeit, Berufstätigkeit und politisches Engagement nebeneinander zu leisten.

So bin ich zur Vielleisterin geworden. Die Grenzen zwischen Arbeit und zuviel Arbeit sind oft fast lasterhaft verwischt.

Vielleisterin versus 'Müssiggang'

Unterdessen bin ich beruflich in der Erwerbslosenbildung und -beratung tätig. Ausgerechnet.

Da sitze ich also täglich Menschen gegenüber, denen genau das fehlt, was bei mir im Überfluss anfällt: Arbeit – kein Wunder bei den gestörten Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt, wo die Zahl der Erwerbslosen bald das einzige ist, was wächst.

Hin und wieder wird dieses Spannungsfeld auch Gesprächsthema; das kann eine gute Möglichkeit sein, Ambivalenzen, die es im Leben gibt, anzusprechen. Und das Ziel? Es kann zu Themen

führen wie Macht und Ohnmacht; oder es kommen ganz persönliche Probleme und Zweifel zur Sprache, es kann um den Wertewandel gehen oder sich ganz allgemein um die gesamtgesellschaftliche Umstrukturierung handeln.

In den Beratungen wird juristische Unterstützung angeboten, es werden aber auch Auskünfte erteilt, Bewerbungsunterlagen erstellt, Abklärungen bei Sozial- und Arbeitsstellen gemacht oder die wesentlich knapperen Finanzmittel neu eingeteilt.

Statt dessen: 'Insichgang'

Erwerbslos sein ist anstrengend. Es gilt nicht nur die 'Rechte und Pflichten' zu erfüllen, wie sie der Gesetzgeber vorschreibt. Und es geht um mehr als den dringlichen Wunsch, eine neue Stelle zu finden.

Es kann zusätzlich heissen: einen abrupten Abbruch der Berufslaufbahn verarbeiten, eigene Ressourcen entdecken, aktivieren und stärken, Unsicherheit und Versagensängste überwinden, das Selbstvertrauen stärken und nach neuen Lebens- und Arbeitsperspektiven suchen.

Wer sich dem stellt, geht alles andere als 'müssig', sondern geht zutiefst in sich und setzt sich mit sich selbst auseinander und dies in einer existentiell meist bedrohlichen Situation.

Die Endlosschleife

Eine ganz wichtige Frage ist für viele Erwerbslose: wie bloss den Tag einteilen, wie umgehen mit der Zeit? Unsere Erfahrung von Zeit wird üblicherweise von aussen gesteuert. Ohne geregelte

Arbeit können sich die Stunden endlos dahinziehen. Der Tag wird formlos.

Plötzlich ist im Überfluss da, was oft jahrelang viel zu knapp war. Für eine ganz kurze Weile mag das 'erholsam' wirken. Dann können sich bei den Betroffenen, die von Sorgen und Zweifeln geplagt werden, zum Beispiel Schlafstörungen einstellen. Um besser schlafen zu können, geht frau oder man so spät wie möglich ins Bett – etwa wenn die letzte Filmreprise über den Bildschirm geflimmert ist. Und schon ist es passiert: die Nacht wird sozusagen zum 'Tag' und der Tag dann halt teilweise zur 'Nacht'. Dabei kann das Zeitgefühl verloren gehen, Strukturen können abhanden kommen, vielleicht werden sogar wichtige Termine verpasst. Und schon heisst es von Aussenstehenden her: «Kein Wunder, ist er oder sie erwerbslos, bei dieser Unzuverlässigkeit.» Meistens folgen dann bei dem oder der Betroffenen auch Schuldgefühle, und die Idee fixiert sich, zu nichts mehr fähig zu sein.

Die eigenständige Gliederung der Zeit ist eine schwierige Aufgabe. Nur wer darin Chancen der Selbstbestimmung wahrzunehmen weiss und Kräfte in sich aktivieren kann, kommt damit einigermassen zurecht.

In einer selbstgewählten Tagesstruktur kann aber kreativer 'Müssiggang' sehr wohl Raum haben. Das heisst Dinge tun, die Freude machen und die nicht zur 'Pflichtkür' einer Erwerbslosen gehören. Demnach: Struktur als Voraussetzung für Müssiggang.

Falls das im Alleingang schwierig ist, kann es eine Hilfe sein, dies gemeinsam anzugehen.



Gehetzte Erwerbslose

Wäre langsamer sein können nicht auch eine Fähigkeit – zwar eine, die heute nicht sehr gefragt ist – eine Form von 'Müssiggang'? «Zerstreut in der Eile, konzentriert in der Weile», heisst auch ein Sprichwort.

Aber wenn sich unsere Vorstellungen vom Leben und unsere Erwartungen an uns selbst nicht mit unserer Wirklichkeit decken, so geraten wir in Stress.

Die Erfahrung im Kontakt mit Erwerbslosen zeigt, dass nicht nur Zeitdruck und zu viel Arbeit Stress auslöst, auch keine Arbeit zu haben macht Stress.

Neulich habe ich gelesen: 'Stress entsteht, wenn wir erkennen (oder zu erkennen glauben), dass unsere Ressourcen nicht ausreichen, um die Situation, in der wir stecken, zu bewältigen.'

Wie können Erwerbslose diese Art von Stress reduzieren? Hilfreich ist: die Gefühle, die dahinter stecken zu erkennen, Angst, Wut, Ärger, Trauer erst einmal zuzulassen und versuchen, ruhiger zu werden, bis Stress müssig wird. Das ist ein Prozess, der meist begleitet sein will.

Ein kostbares Gut

Nehmen wir an, im Foyer unserer Beratungsstelle sitzt eine Frau und wartet zur vereinbarten Zeit. Ich bin, aus was für erklärbaren Gründen auch immer, etwas in Verzug und sage zur Wartenden: «Es dauert noch fünf Minuten.» Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit sagt die Frau, (es kann natürlich auch ein Mann sein): «Macht nichts, ich habe ja Zeit, genug Zeit.» Dieser Satz trifft.

Klar verfügen Erwerbslose anders über Zeit, es ist meist das Einzige, was noch im Überfluss da ist. Und ich nehme mir wieder vor, diesem kostbaren Gut sehr Sorge zu tragen – Pünktlichkeit als Respekt vor dem, was Erwerbslose noch haben.

Mosaik von Beispielen

Im anonymen Brief steht: «Es gibt in der Schweiz mehr als genug Arbeitsplätze, wenn nur alle illegalen Ausländer und Asylanten aus der Schweiz ausgewiesen würden.» Schade, dass der Schreiber seine freie Zeit auf diese Weise nutzt.

*

Nach einem Konzert treffe ich die junge Bekannte. Sie hat eine unheilbare Krankheit. Im Gespräch sagt sie: «Ich darf noch arbeiten, solange ich das noch kann, besteht Hoffnung.» Sie fürchtet sich vor der Zeit des erzwungenen Müssiggangs.

*

Die Frau berichtet, sie habe ihre Stelle in der öffentlichen Verwaltung verloren, weil sie ihre Arbeit zu schnell erledigt habe. Sie sei von den Anderen deswegen richtig schikaniert worden. Sie sei halt schon als Kind ein Nervenbündel gewesen, bei ihr müsse halt immer alles ho ruck, zack zack gehen. Guter Rat müssig?

*



Der Mann, er ist knapp vierzig Jahre alt und Vater von vier Kindern, sagt nach einjähriger Erwerbslosigkeit: «Arbeitslosigkeit macht faul.» Der Mann steht am Rande einer Depression.

*

Die ältere Frau hat in ihrem erzwungenen Müssiggang, wie sie ihn bezeichnet, wieder mit Handarbeiten angefangen. Sie häkelt und häkelt: feine und grobe, kleine und grosse, runde und eckige Mittelstücke für Tische. Sie häkelt in den Farben rosa, blau und grün und natürlich auch weiss. Sie hat wenigstens eine Beschäftigung gefunden, aber in Wirklichkeit umgibt sie Hoffnungslosigkeit.

Frauen anders als Männer

Frauen können sich, wie es auch das oben angeführte letzte Beispiel zeigt, eher besser beschäftigen als Männer. Sie fallen als Erwerbslose auch weniger auf; eine Frau, die zum Beispiel tagsüber einkauft, verhält sich ja nach ihrer tradierten Rolle. Ihr subjektives Erleben ist

jedoch anders: sie stellt sich früher in Frage, reagiert rascher mit gesundheitlichen Störungen.

Fazit

Erwerbslose haben in ihrer unfreiwilligen und tendenziell immer länger andauernden Erwerbslosigkeit fast nur Beschwerden und Beschwerliches zu bewältigen. Erzwungener Müssiggang kann weder Laster sein noch eines werden – vielmehr ist er Last und Belastung.

Marianne de Mestral ist seit vierzehn Jahren in der Erwerbslosenberatung und -bildung tätig. Sie leitet die Dienststelle für Arbeitslose der Zürcher Landeskirche.

«Zum Sein hat Gott alles geschaffen»

Eine Predigt zum Atemholen

Monika Hungerbühler

«Wozu sind wir auf Erden?» Die alte Katechismus-Frage hat eine alte Katechismus-Antwort: «Um Gott zu dienen und in den Himmel zu kommen». Die neue feministisch-theologische Katechismus-Antwort dürfte heute etwa so lauten: «Wir sind auf Erden, um für Gerechtigkeit zu streiten, um das Patriarchat stückchenweise zu entlarven und wegzustemmen, um die inklusive Sprache in Gottesdiensten zu benutzen, um weibliche Gottesbilder zu verinnerlichen, um unsere Töchter mit einem Gefühl der Selbstliebe aufwachsen zu lassen; um Erwerbs- und Reproduktionsarbeit irgendwie miteinander zu verbinden und mit unseren Partnern/Partnerinnen irgendwie zu teilen, um Partnerschaft und Freundschaften zu pflegen, um politisch aktiv, interessiert oder beteiligt zu sein, um uns selbst nicht zu vergessen, um ...»

Wozu sind wir auf Erden?

«Zum Sein hat Gott alles geschaffen, und heilvoll sind die 'Hervorbringungen' des Kosmos.» (Weish 1,14) So lauten die Worte aus dem Buch der Weisheit.

Im ersten Jahrhundert vor Christus haben gebildete Jüdinnen und Juden in einem politischen Klima von zunehmendem Fremdenhass und Antisemitismus «die Stimme der Vernunft» (Silvia Schroer) erhoben und im Buch der Weisheit zur Feder gegriffen. Der personifizierte Weisheit und König Salomo wurden Worte in den Mund gelegt (Liebe zur Gerechtigkeit, Lobrede auf die Weisheit, Erinnerung an den Exodus), die bis auf den heutigen Tag ihre Kraft nicht eingebüsst haben.

Einfach einmal Sein...

Dieser Gedanke hat mich beeindruckt, erstaunt, zum Weiterdenken veranlasst (angeregt durch einen Artikel von Max Küchler, der im Juni 1994 im Basler Pfarrblatt erschienen ist).

Gott hat alles geschaffen zum SEIN. «Der weise Salomo», schreibt Küchler, «hat sich da zurückgelehnt aus dem Getümmel seiner Reichsgeschäfte und seine tausend Weisheiten in einem einfachen Satz zusammengefasst. Er hat einmal grundsätzlich über alles Seiende

nachgedacht und dann statuiert, dass die Welt als Schöpfung Gottes ihren Sinn darin hat, dass sie ist, wie sie ist.»

Die personifizierte Weisheit, die Throngenossin Gottes, scheint da ihre scherzende Stimme mit im Spiel gehabt zu haben. Sie ist es ja, die Salomo solche Worte einflüstert.

Ihr kommt schöpfungstheologische Bedeutung (Silvia Schroer) zu, wenn sie von sich sagt: «Gott hat mich geschaffen als Anfang seiner Wege, vor seinen Werken in der Urzeit ... Noch hatte er die Erde nicht gemacht und die Fluren und alle Schollen des Festlands ..., da war ich als seine Vertraute bei ihm. Ich war seine Freude Tag um Tag und spielte vor ihm allezeit.» (Spr 8,22–31). Alles Geschaffene wird hier beschrieben als das Werk eines «vergnügten und sich vergnügenden Gottes» (Othmar Keel).

Von Lilien und Vögeln

Wie wohltuend, wie leicht, wie betörend! Salomo scheint von diesem Geist beflügelt, wenn er das reine Existieren des Lebens noch vor jedem Zweck und jeglicher Pflicht betont. «Zum Sein hat Gott alles geschaffen». Ich sehe ihn vor mir, wie er aus dem Fenster sinniert in jene nutzlos schönen «Lilien des Feldes» von denen Matthäus 6,28 f. berichtet, «wie sie wachsen ohne zu arbeiten und zu spinnen» und doch ihn, «Salomo in all seiner Pracht an Schönheit übertreffen». Vielleicht hat Salomo bei einem Spaziergang durch seine Gärten Rast unter einem Baum gemacht und auf dem Rücken liegend «die Vögel des Himmels» fliegen sehen, die «weder säen, noch ernten, noch Scheunen mit ihren Vorräten füllen» (Mt 6,26). Welch wundervolle Einsicht in das Wesen der Weisheit, die «ein Hauch der Kraft Gottes» und «Widerschein des ewigen Lichts» (Weish 7,25 f.) ist.

«Und Gott sprach: Es ist gut ...»

Vom gleichen Geist der Weisheit scheint die Schriftstellerin Zelda Fitzgerald erfüllt zu sein, wenn sie schreibt: «Ich nehme ein Sonnenbad und lausche den Stunden, spreche leise Wörter vor mich hin und zerflisse unter den Nadeln, im harzigen Geruch der so nachhaltigen Mittagsstunden. Die Welt verliert sich in einem blauen Dunst am Horizont, und der Augenblick schläft in einer leichten, klar umgrenzten Sonne.»

Stauend lese ich diese Worte immer wieder und spüre ihre heilvolle Wirkung. Stauend ahne ich etwas von jener grossen Sabbatruhe, die ein sechsmaliges «und es ist gut» in sich vereint. Möglicherweise hat der weise König Salomo sich selbst für einen Moment als ein winziges Geschöpflein in diesem gewaltigen kreativen Prozess der Welt sehen können. Hineingebunden in ihre Zeit und ihren Raum und doch auch selbst daran beteiligt, mitschöpfend.

Haben wir es nicht fast verlernt, ohne schlechtes Gewissen einfach zu SEIN?

Momente des Genusses zu spüren, Momente des Staunens einzusaugen? Aber genau aus dieser Optik heraus spricht Salomo, wenn er sagt: «Gott hat den Tod nicht gemacht, und er geniesst den Untergang der Lebenden nicht ... kein Gift des Verderbens ist in den Geschöpfen der Welt, das Reich des Todes hat keine Macht auf der Erde, denn die Gerechtigkeit ist unsterblich. Zum Sein hat Gott alles geschaffen und heilvoll sind die 'Hervorbringungen' des Kosmos» (Weish 1,13–15).

Eine Weile auf die Insel...

Es muss erlaubt sein, für einmal ganz bewusst und selektiv die Schönheit der Welt und der Menschen zu betrachten, spricht: den Entwurf einer Welt, wie sie eigentlich und grundsätzlich von Gott und der Weisheit gemeint ist. Feiern, einmal herumhängen, ausruhen, gar nichts tun, einfach einmal sein, Musik hören, spielen... das sind Inseln, wo der Lebenssaft gemacht wird. Wir müssen uns immer wieder aufmachen, ihn dort zu holen.

Ein Text, der mich diesbezüglich immer wieder stärkt, stammt von Walter Dirks: «Es fragt sich, ob das Unheil eine Dimension angenommen hat, die uns für die Gegenaktion total in Beschlag nimmt oder – ich will es simpel sagen – ob der Mensch das Recht behalten hat, zu schlafen, in Ruhe und mit Genuss zu essen, die Ehe mit dem Partner, die Freundschaft mit dem Freund auszuüben, Ferien zu machen, mit Kunstwerken zu kommunizieren, 'Urlaub zu nehmen' auch aus der Geschichte, schliesslich – das ist ebenso wichtig – Stärkung zu suchen für die Anstrengung des Begriffs und der Tat. Ich denke nicht, dass der Welt geholfen wäre, fiele ihr Schicksal ganz in die Hände von Unausgeschlafenen, Hungerschwachen, Glücklosen. Jeder geglückte Schlaf, jedes wirklich menschliche Gespräch, jede gelingende Liebesbegegnung, jedes Kunstwerk aus allen Perioden der Menschheitsgeschichte kann für uns eine heile Insel sein, zu der man hinfährt, wo man eine Weile bleibt – und von der man wieder nach Hause muss ins Getümmel.»

Diesen Text hat uns Else Kähler an einen Abend unserer monatlich stattfindenden Frauengruppe mitgebracht. Ich nehme ihn immer wieder hervor, sage ihn mir auf und höre die Weisheit flüstern: «Zum Sein hat Gott alles geschaffen...». Ich habe dabei Elses Gesicht vor mir, lächelnd, frech und ermutigend. Danke Else!

Monika Hungerbühler, Theologin, FAMA-Redaktorin und -Administratorin, Spitalseelsorgerin, Pastoralassistentin, Mutter von zwei kleinen Kindern und ab und zu Geniesserin (immer mehr).

So fromm und arbeitsam

Faulheit in den Märchen
der Brüder Grimm

Dorothee Dieterich

8 So fromm und gut und fleissig sind auch in Grimms Märchen beileibe nicht alle Mädchen. Die beiden, die so charakterisiert werden – Schneeweisschen und Rosenrot – sind durch und durch positiv geschildert. Sie verkehren auch selbstverständlich mit Tieren, Engeln und Zwergen. Trotzdem oder gerade deswegen fällt es auf, dass «arbeitsam und unverdrossen» Eigenschaften sind, mit denen sie charakterisiert werden und nicht etwa: so lustig und vergnügt oder gar: so langsam und bedächtig. Fleiss gehört zu den wichtigen weiblichen Tugenden und das Gegenteil, Faulheit, Müssiggang lässt ein schlechtes Ende befürchten.

Kein Wunder, wer wollte schon die Arbeitsmoral durch das Erzählen von Geschichten wie «Die drei Spinnerinnen» untergraben. Trotzdem gibt es diese Geschichten. Und sogar in der auf Moral bedachten Sammlung der Grimms ist «Faulheit» ein Begriff, der reicher ist an Schattierungen, als es im ersten Moment scheint. Dem möchte ich anhand einiger Beispiele nachgehen.

Mein Umgang mit Märchen ist der einer unbekümmerten Dilettantin.

Hans im Glück

Von ihm wird nie behauptet, er sei faul. Nein, er hat «treu und ehrlich gediept» und bekommt darum den Klumpen Gold, den er, weil er ihm zu schwer ist, gegen ein Ross eintauscht, das er wiederum, weil er Durst hat, gegen eine Kuh eintauscht. Diesen Tauschhandel treibt er weiter, bis ihm zum Schluss der ebenfalls viel zu schwere Schleifstein in den Brunnen fällt. «So glücklich wie ich», ruft er dann, «gibt es keinen Menschen unter der Sonne». Und «mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort ...»

Hörte die Geschichte hier auf, und wäre es nicht Hans, sondern Liese, dann gefiele mir, wie unbekümmert sie sich auf den Weg macht. Ihre Sorglosigkeit um materielle Werte und ihr Glück über das leichte Herz und die unbelasteten Schultern könnten mich beeindruckten, stünde dahinter eine Lebenshaltung, die aus dem Moment heraus lebt und nimmt, was auf sie zukommt. Aber es ist Hans, von dem die Geschichte erzählt wird, und er hörte nicht auf zu dienen, weil er etwas von der Welt sehen wollte. «Nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter» – darum geht er weg, und er springt leichtem Herzens, «bis er daheim bei seiner Mutter war» – denn sie wird sich um ihn kümmern und dafür sorgen, dass er sich weiterhin sein Leben so bequem wie möglich einrichten kann.

Hans im Glück lässt sich auf infantile Art und Weise bedienen. Er ist – obwohl das nie ausgesprochen wird – stinkfaul, und seine Faulheit ist eine raffinierte Mischung von Bequemlichkeit, Sorglosigkeit und Dummheit – die er sich leisten kann, weil er ja sicher versorgt

ist. Seine Mutter wird früher oder später durch eine andere Frau ersetzt werden. Hans im Glück ist zu wünschen, dass seine Mutter am nächsten Morgen mit ihm über Mietbeteiligung und Haushaltspflichten redet, dass er die Dummheit verliert und die Sorglosigkeit behält. Bei all den fleissigen Frauen braucht er dazu etwas Glück.

Der faule Heinz

hat es da nicht schlecht getroffen. Er heiratet die dicke Trine in der Hoffnung, sie würde ihm seine spärliche Arbeit abnehmen. «Aber die dicke Trine war nicht minder faul. 'Lieber Heinz' sprach sie, 'warum sollen wir uns das Leben ohne Not sauer machen und unsere beste Jugendzeit verkümmern?'» Trine schläft genauso gern wie Heinz, und so werden die Ziegen gegen Bienen getauscht, und beide können bis zum Mittag im Bett bleiben. Die Geschichte bleibt im Grunde ohne Handlung. Nur als Heinz den Vorschlag macht, eine Gans zu kaufen, und sich Sorgen macht, ob er seine ungeborenen Kinder zum Gänsehüten motivieren könnte, kommt Leben in Trine und sie demonstriert so eindrücklich, wie sie den Kindern beim ersten Anflug von Faulheit das Fell gerben wird, dass sie mit ihrem Stecken das Honnigglas zerschlägt. Darauf schlecken beide die Reste auf und legen sich erschöpft eine weitere Runde ins Bett. «Was tut's wenn wir ein wenig später aufstehen, der Tag ist noch lang genug», sagt Heinz.

Die beiden teilen ihre Faulheit und Bedürfnislosigkeit. Das gefällt mir. Aber ihre Existenz kommt mir entsetzlich stumpf und öde vor. Obwohl mehrmals erzählt wird, die beiden würden halbe Tage im Bett verbringen, entsteht in mir auch nicht die leiseste Vorstellung von sexueller Aktivität. Nur endlose graue Trägheit und Sinnlosigkeit kommt mir entgegen, die jede Kreativität erstickt und nur noch Gewaltphantasien zulässt. Ich wünsche den beiden Kabelfernsehen, einen nahegelegenen Fast-food-Laden, einen Erbonkel und gute Gesundheit.

Frau Holle

Pechmarie, das faule Mädchen aus Frau Holle, ist von ganz anderer Art. Sie ist mit der dicken Trine so wenig verwandt wie mit Hans im Glück. Zwar hat sie auch eine Mutter, die für sie sorgt – aber das wird bei ihr als Mädchen nicht ewig währen, also muss sie sehen, dass sie mit möglichst geringem Aufwand zu möglichst viel Geld kommt. Da ihre Schwester gerade mit dieser beeindruckenden Goldladung aus der anderen Welt zurückgekehrt ist, schickt die Mutter sie los, und Marie zögert nicht, dasselbe auch zu versuchen. Sie hört gut zu, sortiert zwischen wichtig, da zur Erreichung des Ziels notwendig, und unwichtig, da überflüssig, und springt in den Brunnen. Keine Spur von Trägheit, die Frau weiss, was sie will und nimmt das gradlinig in Angriff. Von störenden Zwi-



Hans im Glück



Pechmarie

schenfällen lässt sie sich nicht ablenken, sie ist sehr wohl in der Lage, sich abzugrenzen, und lässt Apfelbaum und Backofen, diese aufdringlichen Schreier, links liegen. Dass Frau Holle erschreckend aussieht, macht ihr keinen Eindruck, und so kommt sie blitzschnell zu dem erhofften Vertrag. Fehlt nur noch der Lohn, aber da sie auf dieser Stelle nicht bleiben will, sondern sie als Sprungbrett für eine angenehme irdische Existenz sieht, übertreibt sie ihr Engagement nicht. Dass Frau Holle sie bald zu besagtem Tor führt, passt immer noch, dass es dann Pech regnet, passt gar nicht mehr. Und der blöde Hahn macht die Schande öffentlich; dabei: was hat sie denn falsch gemacht? Warum erklärt ihr das keiner?

Pechmarie hat wirklich Pech gehabt. Sie ist eine perfekte Tochter des zwanzigsten Jahrhunderts, und den Stempel «faul und hässlich» bekommt sie aufgedrückt. Sie ist nicht eigentlich faul. Sie ist nur so zielbewusst einspurig, so auf Egoismus getrimmt und so fern von Aufmerksamkeit und Mitgefühl, dass sie in einer Welt, in der andere Regeln gelten, scheitern muss. Wie soll sie auf die Idee kommen, das Brot aus dem Ofen zu nehmen, nur weil es fertig gebacken ist, wenn sie gewohnt ist zuzusehen, wie ihre Schwester sich die Hände blutig arbeitet? Sie ist einsam und beschränkt auf ihre Eigeninteressen. Und Frau Holle ist keine behutsame Lehrerin. Pechmarie passt nicht in ihre Welt und wird herausgeworfen.

Goldmarie dagegen passt. Sie ist erst erstaunt, dort gelandet zu sein. Sie hat kein Ziel, sondern lässt sich treiben. Nimmt den nächsten Weg. Hört aufmerksam auf die Bitte, die an sie herangetragen wird. Sie schüttelt die Äpfel, sie hat ja auch nichts anderes zu tun. Über Frau Holles grässliches Gebiss erschrickt sie und merkt, dass das keine harmlose alte Frau ist. Aber bei ihr hat sie Bedingungen, unter denen sie ihren eigenen Wert entdecken kann. Dann geht sie auf eigenen Wunsch zurück. Und Frau Holle begrüsst diesen Wunsch. Die Geschichten der beiden Marien sind völlig verschieden. Sie auf den Unterschied «faul» und «fleissig» zu reduzieren, ist Unsinn. Der Verdacht legt sich nahe, dass sich hier die patriarchale Pädagogik durchgesetzt hat, die bemüht ist, fleissige Mädchen zu erziehen – damit sie zu fleissigen Müttern und Frauen werden – und eine Schwesterngeschichte verdeckt, die in ihrer Gegensätzlichkeit sehr reizvoll ist. Bleibt Pechmarie zu wünschen, dass sie die Ratschläge ihrer Mutter in den Wind schlägt und sich statt dessen von ihrer Schwester Nachhilfestunden in Staunen und ziellosem Umherschweifen geben lässt. Im Gegenzug könnte sie Goldmarie lehren, die Spindel aus der Hand zu legen, bevor sie blutet.

Sollte das nicht klappen, empfehle ich Goldmarie die Lektüre des folgenden Märchens.

Die drei Spinnerinnen

«Es war ein Mädchen faul und wollte nicht spinnen und die Mutter konnte

sagen, was sie wollte, sie konnte sie nicht dazu bringen.» Von Frau Holle kommend ist Frau schon fast bereit, das Mädchen zu bedauern, denn das kann ja doch wohl kaum gutgehen. Aber weit gefehlt. Als die Mutter zornig zuschlägt und das Mädchen brüllt(!), kommt die Königin vorbei. Die Mutter greift zur Notlüge, behauptet, die Tochter wolle ununterbrochen spinnen. Die Königin nimmt sie mit und setzt ihr im Schloss unbewältigbare Flachsberge vor. Nach zwei Tagen kommen drei Frauen vorbei, denen sie ihre Notlage schildert. Eine von ihnen hat einen Platschfuss, die zweite eine riesige Unterlippe (bis übers Kinn) und die dritte einen breiten Daumen. Sie spinnen den Flachs in einer Nacht weg und verlangen zum Lohn, dass sie zur Hochzeit eingeladen werden. Als das Mädchen den Prinzen heiratet, bittet sie darum, ihre drei Basen einladen zu dürfen.

Als die drei dann – nicht sehr dezent, mitten im Fest – auftauchen, ist der Prinz entsetzt über ihre Hässlichkeit. Alle drei erklären ihm, dies sei eine Folge des Spinnens, worauf er seiner hübschen Frau diese Tätigkeit verbietet und «damit war sie das böse Flachsspinnen los.»

Die Heldin dieses Märchens ist nun überhaupt nicht fromm und gut. Sie ist faul, ungehorsam, schreit, im Königsschloss flennt sie, anstatt sich in ihr Schicksal zu ergeben – ein ausserordentlich widerstandsfähiger Charakter. Der anscheinend bei den drei Spinnerinnen Sympathie findet. Dass diese drei nicht aus der nächsten Spinnstube kommen und über andere Kräfte verfügen als über geschickte Hände, wird deutlich. Die «schlechten» Eigenschaften der Heldin unterstützen sie wirkungsvoll: sie muss die Weiber zur Hochzeit einladen. Die drei hässlichen alten Weiber offiziell empfangen, inmitten des eleganten Hofpublikums, braucht dieselbe Standfestigkeit, die sie brüllen und nicht gehorchen liess, als die Mutter ihr zu spinnen befahl. Als Anerkennungsprämie bekommt sie zum Prinz dazu dann noch lebenslängliches Spinnverbot. Der jungen Königin bleibt weiter nichts zu wünschen übrig. Sie wird ihre Faulheit weiterhin pflegen, steht aber kaum in Gefahr, dumm, träge oder blind zu werden. Sie wird die Zeit, in der sie nicht spinnst, wohl zu nutzen wissen. Auch, wenn sie sich auf die faule Haut legt.

Die Zitate sind alle nach: Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Berlin 1985.

Dorothee Dieterich arbeitet auf der Beratungsstelle für Frauen der ref. Kirche in Basel, liest ihren beiden Söhnen gerne Märchen vor und liegt am liebsten auf der faulen Haut.

Faule Leute haben lange Tage

Sprüche und Texte zum Thema

*Wer dem Müssiggang ergeben,
kann nicht ohne Sünde leben*

Im «Guldene Himmelsschlüssel» (zum sonderlichen Gebrauch des andächtigen Weiber-Geschlechts), dem populärsten Gebetbuch der Barockzeit, gab es für alle typisch weiblichen Verrichtungen im Haus kleine Stossgebete, die beim Nähen, Spinnen, Waschen und Kehren an Maria, die vorbildliche Hausfrau und Mutter Jesu erinnern sollten, zum Beispiel: «Dir zu Lieb und Ehren, O Jesu! will ich die Wäsch verrichten: lass dir dise meine Arbeit bestens gefallen. Mit der Meynung, mit welcher deine Mutter gewaschen hat, O Jesu! wasche ich zu deiner grösern Ehr. O Jesu! gleichwie ich die Tücher säubere, also säubere meine Seel von aller Unreinigkeit.»

*Der Faule trägt,
der Fleissige läuft sich zu Tode*

«Hab fleissig achtung auff dein Weib/
Zu Gottes Wort mit ernst sie treib/
Behalt sie heym in deinem hauss/
Lass junge Buler alle drauss/
Schaff das sie möge arbeit hhan/
Wirt ihr der kützel wol vergan.»
(Rat des Verfassers des «Hurentufels» an den Mann)

*Der Faulenz und der Lüderli
Sind zwei Zwillingbrüderli*

«Fleiss und Arbeit lob' ich nicht.
Fleiss und Arbeit lob' ein Bauer.
Ja, der Bauer selber spricht,
Faul zu sein, sei meine Pflicht;
Diese Pflicht ermüdet nicht.

Bruder, lass das Buch voll Staub.
Willst du länger mit ihm wachen?
Morgen bist du selber Staub!
Lass uns faul in allen Sachen,
Nur nicht faul zu Lieb und Wein,
Nur nicht faul zur Faulheit sein.» (Lessing)

*Faulheit ist der Schlüssel zur Armuth
und die Pfaffen suchen damit das Himmelreich*

«Diese Küche hatte in mir immer Zerstörungsgelüste geweckt, die ich bislang unterdrückt hatte. O welches Heiligtum! Wo die cremeweissen Wände stets fleckenlos sind, wo die Spüle aus rostfreiem Stahl matt erglänzt, wo aus dem Hahn immer heisses Wasser kommt, wo die Uhr des Mikrowellenherdes aufklingelt wie die Messglocke in der Hand des Ministranten, wo morgens das Geschirr auf den Rosten der Geschirrspülmaschine sauber und trocken ruht, wie noch niemals von einem Essen verschmiert ... Und schliesslich der Kühlschrank mit seinem milden Licht, das Herzstück von allem, das Tabernakel. Immer wenn ich in dieser Küche stand, empfand ich grenzenlose Ehrfurcht und zugleich Entsetzen vor dieser vollkommen klinisch sauberen Funktionalität. Voll Bewunderung strich ich über die Stahl- und Kachelflächen, an denen ich nicht den kleinsten Makel entdecken konnte, sog geniesserisch den leichten Zitronenduft des Geschirrspülmittels ein und verspürte gleichzeitig den heftigen Wunsch, dies alles zu besudeln, zu entweihen, schon jetzt den Zerfall zu erleben, der unter der glänzenden Oberfläche auf der Lauer lag, zu sehen, wie sich die Wände mit schwarzen Rissen überziehen, aus dem Wasserhahn Schaum und Blut spritzen, aus dem Mikrowellenherd beissender Rauch quillt. Das Geschirr in der Spülmaschine nur noch ein Scherbenhaufen und im Kühlschrank ein verwesender Menschenkopf.» (Emil Tode, Im Grenzland)

Besser müssiggehen als nicht arbeiten

«Dieser Gedanke an Ruhe ist verlockend für sie, aber ich glaube nicht, dass sie ihr behagen würde – Sie sind alle so, diese Frauen. Warten auf den Frieden, auf die Zeit, die mit nichts anderem gefüllt zu werden braucht als ihrem eigenen Gedankenfluss. Aber sie würde ihnen nicht behagen. Sie sind geschäftig und denken darüber nach, wie sie noch geschäftiger werden können, denn so eine Zeit mit nichts Dringendem zu tun würde sie umwerfen. Keine Wiesen voller Schlüsselblumen werden diese Lücken füllen und auch keine Vormittage frei von Fliegen und Hitze, wenn das Licht noch scheu ist. Nein. Keineswegs. Sie füllen sich Kopf und Hände mit Seife und Reparaturen und scharfen Auseinandersetzungen, denn was auf sie wartet in so einem plötzlichen Augenblick der Musse, ist die durchsickernde Wut. Rotglühend. Dick und schwerflüssig. Aufmerksam und wählerisch darin, was sie auf ihrem Weg zu begraben gedenkt. Oder es nistet sich flugs und von der Seite unter der Brust ein Kummer ein, und sie wüsten nicht woher.» (Toni Morrison, Jazz)

Zum Müssiggang gehört hoher Zins oder hoher Galgen

«So, was fehlt noch? Faulheit. Und zwar die wahre. Missionierungstrieb, Eifer, Aktionismus, Weltrettungsbedürfnis, Wahrheitsfindungswahn – vergiss es! Selten fühlte ich mich wohler als in dem Augenblick, da mir klar wurde: Ich kann niemanden retten, niemanden heilen, nichts verhindern. Ich kann nichts tun, was sich nicht von allein tut, ich kann auch nichts lassen, was von mir nicht gelassen werden will. Ich bin da und ziehe Kreise, und die sind's. Ich legte mich auf die faule Zauberhaut.» (Luisa Francia, Auf der anderen Seite der Haaresbreite)

*Besser ein fauler Dieb
als ein fauler Knecht*

War Gott (im 16. Jh.) noch der «Stifter der Arbeit», so fiel dem «höllischen Gott», dem Teufel, die Rolle des Urhebers von Faulheit und Müssiggang zu. Joachim Westphal erfand 1563 folgerichtig die Figur des «Faulteufels». Müssiggang und Faulheit erscheinen bei ihm als übergeordnete, alle übrigen menschlichen Fehler verursachende Prinzipien. Müssiggang, dieser Ursprung aller Laster blieb jedoch nicht auf den Faulteufel beschränkt, sondern war eine Verführungsstrategie auch aller Unterteufel. Der Tanzteufel beispielsweise hatte es besonders auf Frauen abgesehen, die er von ihrer Arbeit im Haus abzulenken und draussen zu allerlei gefährlichen Abenteuern zu verlocken suchte. Der Gesindeteufel gab sich als Virtuose des Müssigganges, der den Dienstboten die Annehmlichkeiten der Faulheit reizvoll darzustellen wusste. (Aus: Paul Münch, Lebensformen in der frühen Neuzeit)

Staubiges Glück

Von einer, die auszieht,
das Putzen zu verlernen

Silvia Strahm Bernet

Lernen braucht seine Zeit, Verlernen auch. Hindernisse gibt es viele auf dem Weg zur schöpferischen Untätigkeit, im Volksmund Faulheit genannt. Das Folgende erhebt weder einen Anspruch auf Widerspruchslosigkeit, noch auf Vollständigkeit; Ergänzungen sind erwünscht und werden vorausgesetzt.

Erstes Hindernis: Ordnungssucht

Frauen sind an der Ordnung sehr interessiert, kosmisch verstanden: sie wollen, dass alles ganz ist, irgendwie abgerundet, glatt, harmonisch. Die Frage, woher und wieso auf einmal dieser Wille zu den Frauen in die Welt kam, bleibt einmal abgesehen von gewissen Verdachtsmomenten, ungelöst. Gewiss ist nur, es wurde weltweit mit Frauen und Ordnung-Schaffen experimentiert; derweil die Männer an jener kreativen Unordnung, genannt Fortschritt, arbeiteten, bei der das Hauptziel offensichtlich im Umräumen oder Beseitigen von Menschen, Ideen und Gegenständen bestand. Darin ähnelte die Weltarbeit dem Haushalten: Produzieren, Verzehren, Vernichten, Produzieren ...

Wollen wir den bürgerlichen Weltprozess wohlwollend betrachten, so können wir das Ganze auch so sehen: Frauen wurden zu einer eminent wichtigen Versuchsgruppe, die den Planeten Erde im Kleinräumig-Häuslichen, sozusagen als erste Phase des Experimentes, in Ordnung zu bringen hatten. Und die Aufgabe war ja tollkühn, geradezu heroisch, ähnlich der Bezwingung der tausendköpfigen Hydra – denn was ist hinterlistiger, böswilliger, mächtiger und ausdauernder als Schmutz; beseitigen hilft nichts, schon ein paar Minuten später ist er erneut da.

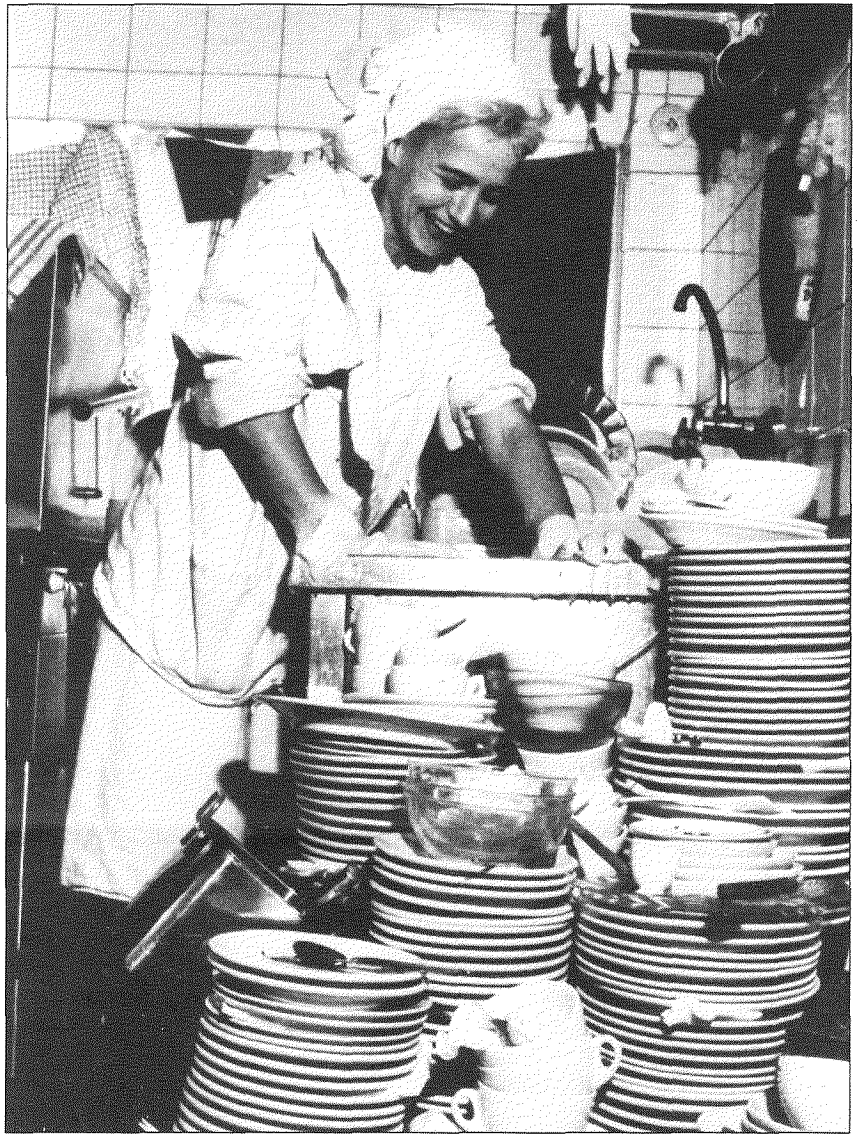
Auch im Kleinen sind die Dramen gross, wahres Heldinnentum beginnt im alltäglichen Kampf gegen Schmutz, denn: «Im Kleinen muss beginnen, was glänzen soll ...», wir kennen es. Und es glänzte und glänzt und wird in Zukunft glänzen, man ist versucht Amen zu sagen, so sei es!

Zweites Hindernis: Geduld

Frauen haben sich also – freiwillig oder nicht – dem Aufräumen, Ordnen und

Putzen verschrieben: Eigentlich waren sie der Meinung, dass dieser ersten häuslichen Phase eine zweite folgen sollte, in der sie sich, gestärkt durch die Erfahrungen im Primärbereich, dann das Ordnen, Aufräumen und Putzen der Welt vornähmen. Diese Annahme war zwar im Prin-

Mann traf nun immer häufiger Frauen an, die redeten zwar noch immer ihr Küchenlatein, aber frech im Weltformat und mit geballter Faust: Wir wollen nicht einfach ein Stück vom Kuchen, wir wollen einen neuen Kuchen backen! Seither sind sie mit Mischen, Sieben,



zip nicht eigentlich falsch, bloss der Zeitpunkt war dann irgendwie nie der richtige, die Welt dafür noch nicht bereit.

Obwohl es inzwischen zwar – neben vielen Frauen – auch ein paar männliche Exponenten gibt, die die Ansicht vertreten, die Zukunft gehöre den Besen der Frauen oder sei nicht – so sind doch die meisten nach wie vor der Meinung, es sei des Mannes vornehme Pflicht, sich doch noch länger mit der Um- respektive Unordnung zu befassen, damit es sich dann auch wirklich lohne, hinterher aufzuräumen.

Endlich auf dem rechten Weg!

Aufgrund verschiedener Umstände gelangten aber immer mehr Frauen in die sogenannte Öffentlichkeit und wollten auch da nach dem Rechten sehen – das Aufräumen zuhause füllte, dank neuester Technologie, längst nicht mehr den Tageslauf, auch die Wünsche nicht.

Würzen und Kneten beschäftigt. Einfach ist es nicht, der Teig ist zäh, klebt an den Händen, die Ärmel bleiben aufgerollt, schmutzig ist der Tisch und noch lange zum Festmahl nicht gedeckt.

Und so werken sie denn ganzheitlich und stolz gestresst von morgens bis abends; mit der einen Hand halten sie das Haus in Ordnung, die andere knetet derweil die Welt zu neuer Form.

Halt, so war das nicht gemeint!

Irgendwie ist das ja schön und gut, aber ganz so haben es sich die wenigsten vorgestellt, jene zumindest nicht, die ausserhäusliches Arbeiten mit Freiheit verbanden und mit Selbstbestimmung. Gewiss mischen mehr von unsereins nicht mehr nur Speis und Trank zum familiären Wohlgefallen, aber auch ausserhalb der vier Wände macht frau sich die Hände schmutzig, nur eben anders als zuvor, Seife genügt nicht mehr, um diesen Dreck abzuwaschen. Manchmal,

in trüben Tagen, bekommt man den Eindruck, die Gleichheit wüchse vor allem dort, wo es um Schuld geht – und Erschöpfung.

Romantisch, wie wir Frauen waren, wollten wir doch etwas ganz anderes, etwas Neues, Freundlicheres, eine Welt, schön wie ein geputztes Fenster.

Dosierungen

Die Welt ordnen ist schon recht, aber gleichzeitig sollten wir von unserer Verantwortung jene Schicht Illusion kratzen, die meint, wir könnten alles wesentlich besser als je zuvor, wenn man uns bloss liesse oder wir es eindringlicher als bisher an die Hand nähmen.

Wahrscheinlich wäre es dienlicher für alle, wir verpflichteten uns nicht darauf, Staub zu wischen und die Welt zu reorganisieren, sondern das allgemeine Tempo zu drosseln, das alle erschöpft. Die Arbeit in Haus und Welt zu dosieren, das, was knapper wird, gerechter zu verteilen und doch zu leben, jetzt und nicht später einmal. Lernen, sich auf weniger einzustellen, an Arbeit und Gütern, braucht Phantasie, Mut und viel Musse – für all jene Dinge, die wir für unsere Selbstgewissheit dringender brauchen als eine vollgeschriebene Agenda, die strotzt vor Verpflichtungen und in der Regel in der Welt das Papier vermehrt und nicht den Geist, auch «das Rettende» nicht.

Frau Superfrau ist nicht super, Frau!

Es gibt Frauen, bei denen der Wunsch wächst, nicht zu neuen Heldinnen der Arbeit zu werden, wahnhaft tüchtig, immer auf Trab und im Schuss und dabei noch das Körpergewicht halten und die PartnerIn und kein Tag ist lang genug für das, was sie noch alles fertigbrachten. Frauen, denen das nicht mehr zum Stolz gereicht und die liebend gerne lernen, den Staub zu lieben, nicht um aus der Tür zu rennen und sich der Mitgestaltung der Welt zu widmen, sondern um sich hinzusetzen und darüber nachzudenken, welches sinnigerweise ihr Beitrag dazu ist: nicht jener der Frau Superfrau, die drei Leben lebt, sondern jener der Frau, die für all das bloss ein einziges Leben hat, unwiederholbar, ohne heimliche Reserve, zwar verantwortlich, aber auch nüchtern genug, sich über das eigene Vermögen nicht zu täuschen und mit einem gewissen Wohlwollen für die Trägheit, das Nichtstun, für all diese Oasen der Musse, die es braucht, damit Frau auch morgen noch vor die Tür gehen und die Welt sehen mag. Nicht wunschlos glücklich, aber glücklich, auch wenn der Staub aller Tage darauf liegt.

Silvia Strahm Bernet ist freischaffende Theologin, arbeitet auf der Frauenkirchenstelle Luzern und gehört zur FAMA-Redaktion.

Alles hat seine Zeit

Zeit und Zeiterleben im Laufe der Geschichte

Heidi Witzig

«Alles hat seine Zeit»: Diese alttestamentlichen Worte tönen heute oft tröstlich in unser gehetztes Leben und wecken in uns Sehnsucht nach ruhigeren Zeiten im Einklang mit der Natur. Ein – sehr kurzer und knapper – Überblick über geschichtliche zyklische Zeitvorstellungen soll diese Nostalgie nicht nähren, sondern angemessenen Respekt und Distanz herstellen zu Zeitvorstellungen vergangener Gesellschaften.

Als der griechische Philosoph und Naturwissenschaftler Aristoteles die Zeiterfahrungen der Menschen als Teil der Weltgesetze definierte, welche die zyklische Bewegung der Fixsterne am Himmel so gut wie diejenigen auf der Welt einschloss, griff er eine uralte Tradition auf. Seit Beginn der Menschheitsgeschichte sahen sich die Menschen eingebettet in einen offensichtlich immer wiederkehrenden Zyklus von Werden und Vergehen, welcher in den Kreisläufen von Sonne und Mond, von Jahreszeiten, von Geburt, Tod und Wiederkehr alles Lebendigen stets vor Augen stand. Verstanden die Menschen in matrizentristischen Kulturen diese alles dominierenden Kreisläufe als Aspekte der schöpferischen, bewahrenden und zerstörerischen «Mutergöttin» Natur, versuchte Aristoteles diese Weltzyklen mathematisch zu fassen und zu begreifen.

Gemeinsam war die Überzeugung, dass Menschen und ihr Streben eingebunden seien in Weltordnungen, die als allgemeingültige Gesetzmässigkeiten auch die Menschen zu einem Teil einer grösseren Ordnung machten und ihre Lebensführung bestimmten – auch ihren Umgang mit der Zeit. In der kollektiven Teilnahme an wiederkehrenden Riten, Feiern und Kulthandlungen wurde die menschliche «Zeit» in die Zeitrhythmen der göttlichen Natur oder, später in der griechischen Antike, in diejenigen der Naturgesetze eingebettet. Diese kollektiven Tätigkeiten hatten Vorrang vor allem anderen. Jede menschliche Aktivität wurde von Festen und Riten getragen; individuelle Aktivitäten, welche diesen Rahmen gesprengt hätten, waren bis zur Spätantike nicht vorstellbar.

Als das Christentum die westeuropäischen Gesellschaften und Kulturen zu dominieren begann, blieben während des Mittelalters Welt- und Zeitordnung stark in diese Jahrtausendealten Traditionen eingebunden. Die mittelalterliche Kirche schloss sich mit ihren Heilversprechungen nahe an die uralten Traditionen an. Wer regelmässig an den Festen und Riten des Kirchenjahrs teilnahm, führte ein gottgefälliges Leben, das in der Nähe von Gottes Thron ewig weitergehen würde. Das Kirchenjahr strukturierte die menschliche Zeit von den Stundengebeten über die täglichen Messen oder Sonntagsfeiern bis zu den grossen Kirchenfesten und führte alljährlich durch die Heilsgeschichte. Das Kirchenjahr folgte dem landwirtschaftlichen Naturzyklus und natürlich auch den uralten Riten des Sonnenjahrs. So war auch der gottgewollte Gebrauch der menschlichen Zeit im Mittelalter stark gebunden an die Teilnahme an kollektiven Feiern, welche den Einklang zwischen göttlicher und menschlicher Ordnung herstellten und garantierten.

Sich regen bringt Segen – im Diesseits wie im Jenseits

Seit dem 15. Jahrhundert begannen sich die Vorstellungen von Zeit und Zeitgebrauch zu verändern. Gesellschaftliche Veränderungen wie die Erstarkung der zünftischen Bürgerschichten – Handwerker und Kaufleute – in den Städten gingen einher mit einer neuartigen, freudigen Bejahung des diesseitigen Lebens und nicht zuletzt auch mit der Emanzipation der natur- und geisteswissenschaftlichen Forschung von den Lehren der Kirche.

In diesem Milieu entstanden Zeitvorstellungen, welche erstmals in der Menschheitsgeschichte die Zeitspanne des einzelnen Lebens ins Zentrum setzten. Die menschliche Lebenszeit – die Spanne zwischen dem ursprünglichen und dem späteren ewigen Aufenthalt bei Gott – wurde gesehen als eine Gerade, welche es individuell zu nutzen galt. Die Sanduhr stand als Sinnbild für das Quantum Zeit, das dem einzelnen Menschen von Gott zugeteilt war und über welches er nach dem Tod würde Rechenschaft ablegen müssen.

Die Reformation, wie später auch der Pietismus, wurzelten sozial und gedanklich stark in dieser Betonung des diesseitigen Lebens. Das Konzept der «Werkheiligung» beruhte darauf, dass Gott vom einzelnen Menschen einen verantwortungsvollen Gebrauch der Zeit fordere und ihn auch dafür belohnen werde: schon im Diesseits mit Wohlstand und bürgerlicher Ehre, und im Jenseits mit dem Paradies.

Die Lebensspanne des einzelnen Menschen stand nun im Zentrum der Aufmerksamkeit; selbstbestimmt, aber auch unbehaust, sah sich das Individuum seiner unerbittlich ablaufenden «Sanduhr» gegenüber. Die Bewährung im alltäglichen Leben, in Familie und Beruf, würde über seine Zukunft entscheiden –

und immer weniger die rituelle Teilnahme an Kult und Fest. Doch bildeten die Zyklen des Kirchen- und Bauernjahres noch jahrhundertlang ein Gegengewicht, das gegenüber dem Sparen, Abmessen und rationalen Gebrauchen der Zeit die Eingebundenheit des Einzelnen in göttliche und natürliche Gesetzmässigkeiten und den sich wiederholenden Charakter des Zeitverlaufs betonte.

Die Durchmischung dieser beiden Zeitkonzepte prägte das Leben der Menschen zutiefst. Bis zur Industrialisierung dominierte in katholischen Gebieten der alte zyklische Zeitrhythmus, während in reformierten Gegenden sich der rationale, selbstverantwortliche Umgang mit der Zeit einzubürgern begann. Die Feste und Liturgien des katholischen Kirchenjahrs stellten je nach Gegend noch über die Zeit des Zweiten Weltkriegs hinaus Höhepunkte im dörflichen Leben dar, wie auch im privaten Leben der Gläubigen. Auch die reformierte Kirche kannte selbstverständlich ihre hohen Feste, die zusammen mit dem sonntäglichen Gottesdienst bis ins 20. Jahrhundert zum «Muss» gutbürgerlicher Familien gehörten.

Die Zeit im Griff der Menschen

Vom Gedanken des selbstverantworteten Zeitgebrauchs war es nicht weit zum Versuch, sich der Zeit zu bemächtigen. Zeit und Raum galten seit der Reformation als gottgegebenes Prüfungsfeld: Was lag da näher, als Zeit und Raum rational zu definieren, ihre Gesetzmässigkeiten zu untersuchen und sich dienstbar zu machen?

Vor der Industrialisierung existierten

noch die verschiedensten Zeiteinteilungen nebeneinander. Wen störte es schon, wenn in mehr oder weniger weit entfernten Gebieten Stunden, Tage oder Jahre anders eingeteilt wurden als in der näheren Umgebung? Doch nun wurde rasant vereinheitlicht. Hatte es Ende des 18. Jahrhunderts neben den lokalen Sonnenuhr-Zeiten noch eine Berner oder eine Basler Zeit gegeben, galt ab 1894 in der ganzen Schweiz bereits die Mitteleuropäische Zeit.

Auch der menschliche Körper wurde im 19. Jahrhundert unter dem Aspekt der Zeitznutzung interessant. Die sogenannten Ermüdungswissenschaften untersuchten den optimalen Rhythmus zwischen Aktivität und Erholung der «Körpermaschine». Im gleichen Zusammenhang steht auch der Kampf der Medizinwissenschaft gegen den Tod – dem Ende der beherrschbaren Zeit. Die Negierung des Todes, der Endlichkeit des menschlichen Lebens, ist bekanntlich eine der wichtigen psychologischen Antriebskräfte der medizinischen Spitzenforschung bis heute.

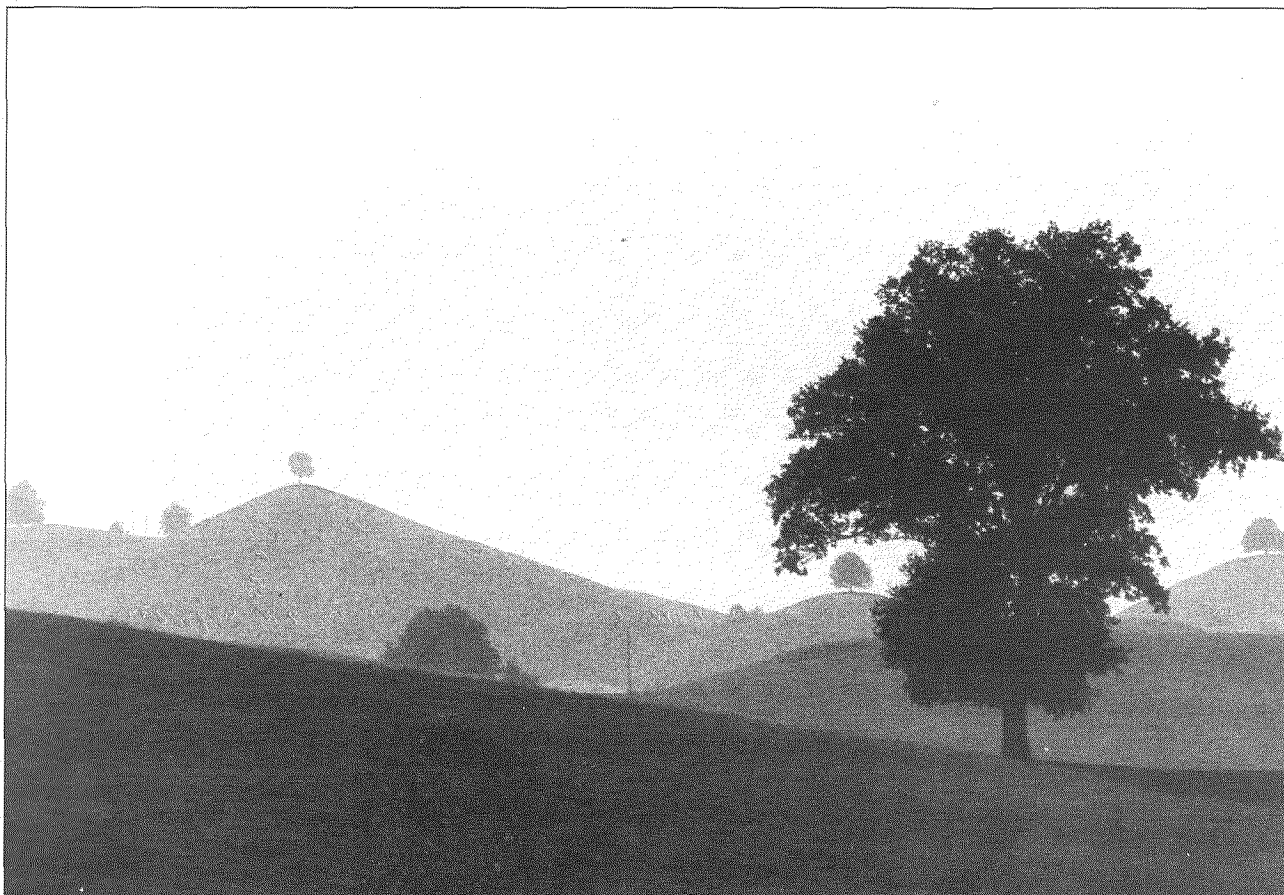
In den letzten zweihundert Jahren wurden aber nicht nur Systeme geschaffen, um die «Sanduhr» in den Griff zu bekommen. Es erhielten sich oder entstanden auch neue Rituale, welche das zyklische Moment im menschlichen Leben betonten. Denken wir an Jahrmärkte, weltliche wiederkehrende Feste wie den 1. August oder das Sechseläuten, die Rituale des Samstagputzes oder des Betens vor dem Essen im familiären Rahmen, die wiederkehrenden Familienfeste und Geburtstagsfeiern. Sogar die Feiern von Geburt, Taufe, Heirat und

Beerdigung sind – obwohl für weite Kreise ihres religiösen Gehalts beraubt – «rites de passage», welche wichtige Stationen des menschlichen Lebens begleiten.

Männliches «sich regen» schafft Geld und Erfolg

«Time is money»: Diese Devise des Amerikaners Benjamin Franklin (1706–1790) entwickelte sich in den letzten zweihundert Jahren zum eigentlichen Leitspruch der Industriegesellschaft. Der Zusammenhang zwischen rationellem Zeitmanagement und Geldverdienen war im 19. Jahrhundert offensichtlicher als heute, und er galt nur für Männer. In der Industriegesellschaft des 19. Jahrhunderts setzte sich das Geld als dominantes Zahlungsmittel durch; seine Bedeutung als Wertmassstab für männliches Prestige und Erfolg war unbestritten. Der sich entfaltende Arbeitsmarkt war auf Männer ausgerichtet, und dort ging die Gleichung «Zeit ist Geld» auf: Je mehr Stunden ein Mann arbeitete, umso mehr verdiente er.

Durch Fleiss und Anstrengung wurde auch eine Karriere möglich. Die Geschichte «vom Tellerwäscher zum Millionär» galt nicht einfach als Utopie. In den optimistischen Phasen des industriellen Aufschwungs rückte die Karriere, der materielle Erfolg, in Reichweite – man musste nur genug arbeiten. Das hiess auch, die Nacht zum Tage machen, Arbeitspläne ohne Rücksicht auf die Gesundheit oder die Familie durchziehen, rastlos und unermüdlich tätig sein. Dann konnten Karriere und Geld nicht ausbleiben.





Weibliches «sich regen» schafft familiäre Häuslichkeit

Zeitplanen und Zeitsparen war im 19. Jahrhundert auch eine Devise für Frauen. Sie waren sogar bevorzugte Adressatinnen entsprechender Schriften. Es existierten massenhaft Koch- und Haushaltungsbücher, Anstandsbücher und eine reiche Auswahl von Frauen- und Töchterliteratur, welche den Frauen den verantwortungsvollen Umgang mit der Zeit nahelegten. Ganz gegen die alltägliche Erfahrung, dass ein rationell geführter Haushalt den Frauen mehr Zeit liess zur produktiven Arbeit an der Nähmaschine oder auf dem Kartoffelacker, galt als Preis für Tugenden wie Fleiss, Pünktlichkeit und strenger Tageseinteilung nicht der Geldverdienst. Im Gegenteil: Das Zeitmanagement sollte nur der Schaffung einer privaten, zeitlosen Atmosphäre dienen. Die gemütliche Häuslichkeit, in welcher sich die gestressten Männer und Schulkinder erholen und stärken sollten, galt als das Resultat und gleichzeitig als Lohn der weiblichen Arbeit.

Frauen sahen sich als Hausfrauen und Mütter in eine paradoxe Lage versetzt. Auch sie standen, bildlich gesprochen, vor ihrem «Stundenglas» und mussten über ihre Zeitplanung Rechenschaft ablegen. Die Räume ihrer Tätigkeit

funktionierten jedoch nicht nach diesen rationalen Kriterien, sondern eher nach altem zyklischem Muster. Die Arbeit hatte keinen Anfang und kein Ende, war immer gleich, zunehmend unsichtbar und unschätzbar. Rhythmen wie Frühlingsputzete, Samstagsputz, Grosse Wäsche usw. folgten sich im immergleichen Jahresablauf. Einschnitte im Leben dieser Frauen waren die uralten «rites de passage» von Geburt bis zum Tod; als persönliche Statusübergänge galten nicht Erfolg oder Karriere, sondern Heirat, Geburt und Erziehung der Kinder, Pensionierung des Mannes, Wittenschaft.

Und heute?

Heute sind wir im Zeitalter des sogenannten postmodernen Individuums angelangt. Was ist Zeit für uns heute, für uns Frauen, Männer oder Kinder? Dass uns ausser der ganzen Welt auch die virtuellen Realitäten zur Verfügung stehen, hat wohl unsere Wahlmöglichkeiten nochmals exponentiell vervielfacht. Demgegenüber nimmt die Bedeutung der jahreszeitlichen oder natürlichen Rhythmen in unserer Lebensgestaltung laufend ab.

Die Wissenschaft bemüht sich mit der modernen Disziplin der Chronobiologie dem biologischen Rhythmus des

menschlichen Organismus auf die Spur zu kommen und durch ihre Erkenntnisse – wie früher schon die Ermüdungswissenschaft – zur Herstellung eines natürlichen Gleichgewichts von Aktivität und Ruhe beizutragen. Das wachsende Angebot verschiedenster Formen und Riten, die ein Einklingen in eine grössere Ordnung versprechen, springt ebenfalls in die Lücke, welche das Schwinden der alten zyklischen Ordnungen hinterlassen hat.

Da Frauen und Männer teilweise noch heute in Welten mit traditionell verschiedenen Zeitkriterien und -massstäben leben, sind sie auch verschieden gefordert. Sie haben nicht die gleichen Defizite – demzufolge kann der Weg zum ganzheitlichen Zeiterleben ganz verschieden sein.

Heidi Witzig, Dr. phil., freischaffende Historikerin mit Schwerpunkt Frauen- und Alltagsgeschichte.

Versenke Dich in Deinen Grund

- und Du wirst Dich finden

Pia Gyger

Ist Kontemplation eine Form von Müsiggang? Nein! Kontemplation ist keine Form von Müsiggang! Kontemplatives Gebet ist die ganzheitlichste Art der Konzentration, die es gibt. Hören wir dazu Johannes Tauler, einen deutschen Mystiker des 13. Jahrhunderts:

«Es muss eine kraftvolle Einkehr geschehen, ein Einholen, eine innere Sammlung aller Kräfte, der niedersten wie der höchsten, ein Eins-werden aus aller Zerstreuung; wer etwas tief erkennen will, der wendet alle seine Sinne darauf und zwingt seine Sinne auf einen Punkt in der Seele, von wo sie ausgeflossen sind. So wie alle Zweige aus dem Stamm des Baumes hervorgehen, so werden alle Sinneskräfte, Gefühle und Entschlusskraft vereinigt im Grund. Dies ist Einkehr.»

In diesem Text spricht Tauler davon, dass im kontemplativen Gebet alle Sinneskräfte, die niedersten wie die höchsten, vereinigt werden sollen im Grund. Einkehr bedeutet demnach Einswerden aus aller Zerstreuung. In der Sprache unserer Zeit würde dies heissen: alle Ichfunktionen sollen zur Ruhe gebracht werden. Die im kontemplativen Gebet verweilenden Menschen haben den Raum des diskursiven Denkens, der normalerweise unser Alltagsbewusstsein ausmacht, verlassen und sind in das sogenannte Versunkenheitsbewusstsein eingetreten. Diesen überwachen Bewusstseinszustand beschreibt Johannes Tauler folgendermassen:

«Es gibt Menschen, die sind in einem inwendigen, stillen Schweigen all ihrer Kräfte eingesunken und eingeschmolzen in ihrem Ursprung. Sie haben sich in die Finsternis der göttlichen Wüste gestürzt, über alles Verstehen hinaus. Darin erschwingen sie sich soweit, dass sie die Unterscheidung verlieren in der Einheit. Sie verlieren sich selber und alle Dinge und wissen um gar nichts mehr, als um einen blossen, einfachen Gott, in dem sind sie versunken.»

Dies ist kontemplatives Gebet.

Kann Kontemplation gelernt werden?

Zur mystischen Tradition des Christentums gehört die Erfahrung, dass die Gnade auf der Natur aufbaut und dass

unser ganzheitlicher Einsatz kein Widerspruch zum Geschenkcharakter des kontemplativen Gebetes ist. So gibt es seit der Zeit der Wüstenväter Übungen, welche die Fähigkeit zur Bewusstseins-einigung und Bewusstseinsleerung begünstigen (Rückzug aus der Betriebsamkeit, Fasten, Rosenkranzgebet, Jesusgebet, Psalmensingen, Ikonenmeditation etc.). Bei all diesen Vorbereitungen für das kontemplative Gebet war die Körperhaltung in der christlichen Tradition nur bedingt einbezogen. Wenn heute die Zen-Meditation im Westen eine immer wichtigere Rolle spielt, so wohl deshalb, weil im Zazen (Sitzen in Versunkenheit) ein ausgereifter Weg zur Bewusstseinsleerung entwickelt wurde. Wer Zazen übt, sitzt in aufrechter Haltung und zentriert sich in seinem Atem. Atemzug um Atemzug werden Gedanken, Worte und Bilder losgelassen, bis sich die «Türen nach innen» öffnen und man ins Versunkenheitsbewusstsein eintritt. Dass Zen-Meister Christinnen und Christen zu Zen-LehrerInnen ausbilden und ihnen erlauben, Zazen sowohl in Zen-sesshins, wie auch in Kontemplationskursen zu sitzen, ist ein Geschenk des Zen-Buddhismus an das Christentum, das in mir immer wieder staunende Dankbarkeit auslöst.

Was bewirkt Meditation und Kontemplation?

Die Wirkungen können auf physischer, psychischer und geistiger Ebene erfahren werden.

Physische Ebene: Zazen-Sitzen ist gesund. Durch die Konzentration im Atem tritt eine Verlangsamung des Atemrhythmus ein. Die rechte Gehirnhälfte wird aktiviert, was, je umfassender die Bewusstseins-einigung gelingt, zu einer tiefen Entspannung führt. Diese Tiefenentspannung und das ganztägige Schweigen wirken sich regenerierend und heilend auf den ganzen Organismus aus.

Psychische Ebene: Der Weg in die eigene Tiefe führt zur Selbstbegegnung. Das bedeutet auch die Konfrontation mit dem noch Ungeordneten und Unverdauten in uns. Die passive Reinigung ist eine der wichtigen Früchte der Schweigemeditation. Es geschieht viel Heilung

von alten Verletzungen und Neuausrichtung in Zen-sesshins und Kontemplationskursen.

Durch das Sammeln der Meditationskraft werden Kreativität und Intuition in uns geweckt. Dies ist ein Grund, weshalb immer mehr Kulturschaffende und Menschen in verantwortungsvollen Aufgaben die Zen-Meditation suchen. Das Ziel des Weges sind diese physische und psychische Wirkung aber nicht. Das Ziel ist, christlich ausgedrückt, die Vereinigung mit Gott oder, in Zen-Buddhistischer Sprache, die Wesensschau.

Geistige Ebene: Der eigentliche Sinn des kontemplativen Weges ist die Gotteserfahrung. Hören wir dazu noch einmal Johannes Tauler:

«Der Mensch soll alle Dinge lassen und in Sammlung all seiner Kräfte in seinen inwendigen Tempel, in seinen Grund kommen. Kommt er da wohl hinein, wahrlich, er findet darin ohne alle Zweifel Gott.»

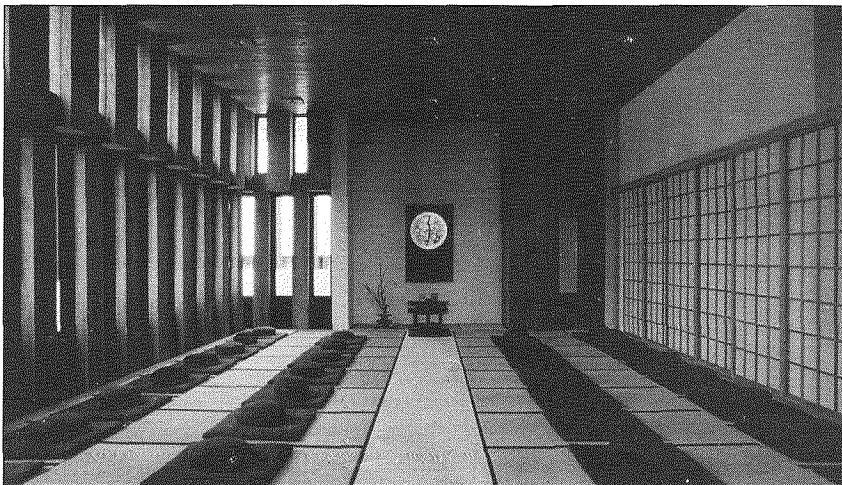
Echte Kontemplation endet nicht in der Innerlichkeit

Sowohl in der christlichen Tradition wie auch im Zen-Buddhismus endet der Weg nicht in der Innerlichkeit, sondern führt hinaus auf den Marktplatz der Welt. Hören wir dazu Meister Eckehardt:

«Kontemplation und Aktion: beides ist ganz und gar eins. Man ergreift es nur im Grund der Kontemplation und macht es fruchtbar im Wirken; und darin findet das Ziel der Kontemplation seine Erfüllung.»

Der Weg des Schweigens führt konsequent zum achtsamen Umgang mit sich selber, mit Dingen, mit der Umgebung. Die Umsetzung der Erfahrung der Einheit im ganz konkreten Alltag öffnet aber nicht nur für unsere nächste Umgebung, sie sensibilisiert auch für die global-kosmische Dimension. Das gesellschaftspolitische Engagement ist daher nicht selten eine Frucht des kontemplativen Weges.

Pia Gyger ist Zen-Meisterin und Psychologin, gehört zum Katharina-Werk und lebt in Luzern.



Literatur zum Thema

Peter van Straaten, Agnes. Szenen eines unordentlichen Lebens. München 1997.

Agnes ist in den Niederlanden eine Kultfigur. Fanclubs huldigen ihr, und Wettbewerbe für die «Agnes des Jahres» werden veranstaltet. Agnes ist eine Buchfigur. Sie ist «kein Luder und auch keine Rabenmutter. Agnes ist einfach eine liebenswerte Schlampe, den Männern und dem Weisswein gleichermaßen zugetan. Und dann ist da noch der kleine Sohn Daniel, den lädt sie, wenn nötig (oft), bei ihrer Mutter ab.»

Jakob Messerli, Gleichmässig – pünktlich – schnell. Zeiteinteilung und Zeitgebrauch in der Schweiz im 19. Jahrhundert, Zürich (Chronos Verlag) 1995.

Luisa Francia, Auf der anderen Seite der Haaresbreite. München (Frauenoffensive) 1994.

Buchbesprechung

Elisabeth Moltmann-Wendel, Wer die Erde nicht berührt, kann den Himmel nicht erreichen... Autobiographie, Zürich/Düsseldorf 1997, Fr. 37.–.

«An einem Augustmorgen 1972 drehte sich die Welt für mich um hundertachtzig Grad.» Mit diesen Worten beginnt die Autobiographie von Elisabeth Moltmann-Wendel, in der sie ihren ganz persönlichen Weg zur feministischen Theologie erzählt. Was die Welt der Autorin auf den Kopf gestellt hatte, waren Bücher und Artikel der US-amerikanischen Frauenbewegung, vor allem der von Robin Morgan herausgegebene Sammelband «Sisterhood is Powerful». In diesen Artikeln und Büchern wurden die Frauen ins Zentrum gestellt und nicht nur eine Gleichstellung der Frauen, sondern eine Kulturwende angestrebt. Ihr eigentliches Bekehrungsbuch aber sei Kate Millets «Sexus und Herrschaft gewesen», erinnert sich die Autorin. Was dieser «Bekehrung» vorausgegangen ist und wie diese ihren weiteren Lebensweg als Frau und Theologin be-

einflusste, davon erzählt sie in ihrem Buch. Sie schildert ihre Kindheit und Jugend in einer «Frauenfamilie», da der Vater schon früh verstorben war, ihr Leben in Widersprüchen während des Naziregimes, den Eintritt in die Bekennende Kirche und schliesslich ihre Studienjahre in Berlin und Göttingen in den ersten Jahren nach Ende des Zweiten Weltkrieges, die sie mit der Promotion in Theologie abschloss. In den folgenden Jahren widmete sie sich der Familie und zog vier Töchter gross, da mit der Heirat für Frauen alle Rechte wie Vikariat und Ordination entfielen. Im Alter von 45 Jahren tat sich dann durch die Begegnung mit dem Feminismus und der feministischen Theologie etwas ganz Neues auf, kam es zu der anfangs geschilderten «Bekehrung». Die daraus erwachsende eigene theologische Arbeit, die Entwicklung einer Theologie, die den Erfahrungen von Frauen eine Sprache verleiht und sich nicht nur vom Verstand, sondern von allen Sinnen leiten lässt, steht im Mittelpunkt ihres Buches, das den theologischen Aufbruch einer einzelnen Frau schildert und gleichzeitig den Aufbruch einer ganzen Generation von Frauen reflektiert. Die Autorin benennt aber auch die Konflikte, Kontroversen und Differenzen innerhalb der feministisch-theologischen Bewegung und ortet Grenzen und Enttäuschungen.

Die Aufbruchstimmung der Anfänge und der ersten grossen Entwürfe ist längst vorbei. Gerade deshalb ist Elisabeth Moltmann-Wendels Autobiographie ein wichtiges Buch: es weckt die Erinnerung an diese Anfänge, an die Visionen und Hoffnungen, die auch viele von uns beflügelt haben, macht wieder neu bewusst, wofür wir einmal angetreten sind...

Doris Strahm

Neuerscheinungen

Elsbe Gossmann, Wer wir sind. Verborgene Frauengeschichten im Raum Kirche, Gütersloh 1997.

Monika Barz u.a. (Hrsg.), Göttlich lesbisch. Fazetten lesbischer Existenz in der Kirche, Gütersloh 1997.

Herta Leistner u.a. (Hrsg.), Lass spüren Deine Kraft. Feministische Liturgie. Grundlagen – Argumente – Anregungen, Gütersloh 1997.

Berichte

Im April weilten gleich zwei bedeutende Vertreterinnen von feministischen Theologien aus anderen Kontinenten in der Schweiz: Die Kubanerin Ada Maria Isasi-Diaz aus den USA und Mercy Amba Oduyoye aus Ghana, Afrika. Der folgende Bericht gibt Einblick in die Begegnung mit diesen inspirierenden Frauen.

Latinas in den USA – eine Minderheit kämpft um ihre Rechte

«Als ich mich der feministischen Bewegung anschloss, dachte ich, unser Kampf wird noch etwa zehn Jahre dauern. Jetzt weiss ich, dass es ein lebenslanger Kampf sein wird.» Die diese Worte sprach, war bis vor kurzem in unserem Kontext eine unbekannte Frau. Ada Maria Isasi-Diaz, gebürtige Kubanerin, die in New York City lebt und arbeitet, stellte u.a. im Romero-Haus in Luzern die von ihr massgeblich geprägte Mujerista-Theologie vor. Sie öffnete damit ein Fenster auf die Lebensrealität einer der stärksten Minderheitengruppen, die in den USA lebt und bis zum Jahre 2000 die Hälfte der katholischen Bevölkerung in diesem Land ausmachen wird.

Hören wir zwar noch in einzelnen Medien von den verschärften Einwanderungsbestimmungen der Regierung Clinton, wissen wohl die wenigsten von uns, dass diese vor allem die spanischsprachigen Immigrantinnen und Immigranten treffen, die Latinas und Latinos, welche zu den Ärmsten der Armen im Land der unbegrenzten Möglichkeiten gehören. Isasi-Diaz ist eine von fünf (!) Mujerista-Theologinnen, die ihr theologisches Schaffen ganz dem Kontext widmen, in dem Latinas ihren Alltag zu bestreiten haben. Das Alltägliche ist für sie denn auch der Ort, von wo aus sich ihre Theologie nährt: *lo cotidiano* als hermeneutisches Prinzip soll helfen, Lebenserfahrungen von Frauen aus ihrem Status des Unwesentlichseins zu befreien und ihnen so Wichtigkeit zu verleihen. Darum suchen die Mujerista-Theologinnen die Frauen an ihren Lebensorten auf und hören ihnen zu,

lassen sie ihre Geschichten erzählen. Wo das Alltägliche für wichtig befunden wird, fallen Unterschiede zwischen Frauen mehr ins Gewicht, kann die Forderung nach Gerechtigkeit in der Verteilung von Ressourcen, im Zugang zu Bildungsangeboten etc. nicht mehr einfach theoretisch erörtert werden. Isasi-Diaz drückt diese Forderung nach Gerechtigkeit in Anspielung auf eine bekannte und oft missbrauchte eschatologische Formel so aus: «Wenn das 'Noch nicht' Realität werden soll, muss das 'Hier und Jetzt' irgendwann verschwinden.»

Mujerista-Theologie wurde unter anderem geboren aus der schmerzlichen Erfahrung, dass die euro-amerikanischen weissen Feministinnen bis jetzt unfähig waren, Unterschiede zwischen Frauen zu sehen und es darum auch unterliessen, auf die Befreiung aller Frauen hinzuwirken. An stellt sie darum die herausfordernde Frage: «Und ihr: welcher Gemeinschaft gegenüber fühlt ihr euch verpflichtet, für wen und für wessen Rechte steht ihr ein?»

Grenzgängerin in besetztem Land

Während die um ihre Rechte kämpfenden Latinas in den USA in Abgrenzung zu euro-amerikanischen Feministinnen für sich die Eigenbezeichnung *Mujerista* gewählt haben, betont die ghanaische Theologin Mercy Amba Oduyoye, dass sie ihr Eingebundensein in die weltweite Frauenbewegung gerade dadurch zum Ausdruck bringen will, als afrikanische Feministin bekannt zu sein. Freilich will sie dadurch die berechtigten Kritikpunkte ihrer Kolleginnen aus den USA nicht abschwächen. In ihrem Vortrag unter dem Titel «Die afrikanische Frau zwischen Tradition und Moderne» fiel mir auf, dass sie auch anderweitig eine «Grenzgängerin» beim Benützen von «besetzten» Begriffen ist. So entlarvte sie zu Beginn ihrer Erläuterungen das Dilemma «Moderne oder Tradition» für afrikanische Frauen als Scheindilemma. Zukunftsweisender sei, dass Afrikanerinnen sich über ihre Rolle klar werden als Frauen in Gesellschaften, die nicht erst unter dem Einfluss westlicher, «moderner» Kultur zu gemischten Kulturen wurden.

Was bei allem Wandel im heutigen Afrika geblieben sei und das Selbstbild von Frauen massgeblich ausmache, sei ihre Aufgabe als Lebensspenderin. Es ist die religiöse Pflicht afrikanischer Frauen, Kinder zu gebären und gleichsam die Geister der Ahninnen und Ahnen der Gemeinschaft wieder zu schenken. Dass diese Pflicht für Frauen unterdrückend wirkt, stellt Oduyoye nicht in Abrede, betont aber, dass sich afrikanische Frauen nur schwer gegen das damit verbundene Konzept der Unsterblichkeit ihrer Gemeinschaft wenden können. Oduyoye leitet von diesem zentralen Faktor im Leben afrikanischer Frauen ihr *mothering*-Konzept ab, will dies aber nicht biologistisch verkürzt verstanden wissen: vielmehr fordert sie Männer und

Frauen auf, *live-givers* zu werden, die Gemeinschaft zu nähren und sich um den Aufbau wechselseitiger Beziehungen in gerechteren Gesellschaften zu sorgen. Das für viele von uns wohl problematische Wort *mothering* weitet Oduyoye aus, gibt ihm eine politische Bedeutung und erhebt damit eine politische Forderung, die sie unmissverständlich auch an Männer richtet.

Einen wichtigen Teil ihres Vortrages im Romero-Haus widmete Oduyoye dem aktuellen, konkreten Schaffen feministischer Theologinnen in Afrika. Die Aufgabe feministischer Theologie sieht Oduyoye in ihrem Kontinent vermehrt darin, die von den Kulturen auf afrikanisches Frauenbewusstsein einwirkenden Mythologien, Sagen, Legenden und Sprichwörter zu untersuchen, jene Auslegungen zu entlarven, die Frauen für minderwertig halten und auf Interpretationen hinzuweisen, die für Frauen befreiend und ermächtigend sind. Ein Teil dieser Arbeit besteht darin, Geschichten aufzustöbern, die zwar existieren, bisher aber nicht erzählt wurden, wie zum Beispiel jene Schöpfungsgeschichte aus Malawi, von der bisher nur die «männliche» Version tradiert wurde. Sie lautet: Zu Beginn des Lebens auf der Erde war Gott noch ganz nahe bei den Menschen. Weil die Frauen ihn schlügen und immer weiter von der Erde vertrieben, hätte er es eines Tages satt gehabt und sei ganz in den Himmel «verschwunden». Die von Oduyoye wiedergefundene weibliche Version lautet hingegen: Zu Beginn der Schöpfung des Menschen konnten Frauen aus sich heraus, ohne Mittun des Mannes Kinder empfangen und gebären. Die Männer waren neidisch, kamen sich unnützlich vor und langweilten sich. In ihrer Langeweile «erfanden» sie das Feuer, waren unachtsam damit, worauf ein Buschbrand entstand. Gott floh vor dem Rauch in den Himmel. Bevor er sich aus dem Staub machte, gab er den Frauen die Anweisung: «Passt auf die Männer auf. Lehrt sie, was richtig oder falsch ist und vor allem, das sie sich entschuldigen sollen!»

Mercy Amba Oduyoye schloss ihren Vortrag mit dem Sprichwort «Die brütende Henne stirbt auf ihren Eiern!» (Auslegung nach M.A. Oduyoye: soll frau sich ändern oder den alten Traditionen nachleben?) und ihrem Kommentar: «Ich hoffe, Sie haben gespürt, das ich sicherlich keine Henne bin, die auf ihren Eiern sterben wird!» Gerne glauben wir's ihr.

Antoinette Brem

Vom Rand in die Mitte

Eine Tagung zu feministischen Christologien von Frauen aus Afrika, Asien und Lateinamerika

Anlass der von der Paulus-Akademie und der IG feministischer Theologinnen gemeinsam veranstalteten Tagung am 3./4. Mai war das kürzlich im Exodus-Verlag erschienene Buch von Doris Strahm mit dem gleichnamigen Titel.

Die rund dreissig Teilnehmerinnen und

der Teilnehmer liessen sich auf eine intensive Reise zu den drei südlichen Kontinenten ein und versuchten zu hören, zu ahnen und zu verstehen, wie feministische Christologien auch sein können. Es ist der Reiseleitung gelungen, trotz des dichten Programmes die durch Musik oder spirituelle Formen emotional in die verschiedenen Kontexte einzustimmen.

Das hermeneutische Leitmotiv «Mit den Augen der Anderen sehen lernen», das zum sorgsamem, respektvollen Herangehen an die Sichtweisen der Theologinnen des Südens aufforderte, prägte sowohl die einführenden Referate zu den einzelnen Kontinenten, wie auch die vertiefende Lektürearbeit in den Gruppen. Es fiel dennoch nicht immer leicht, den Vorstellungen und Bedeutungen von Jesus in den verschiedenen Ansätzen zu begegnen, ohne sie vorschnell wieder mit kritischen Rückfragen zu konfrontieren, die unseren eigenen Kontext spiegeln.

Höhepunkt der Tagung war sicherlich die Anwesenheit und insbesondere das Referat der Theologin Mercy Amba Oduyoye aus Ghana. Sie erzählte von den religiösen Geschichten und Liedern der Frauen auf der Strasse, die Quelle und Ziel ihrer Theologie sind; von der Art und Weise ihres gemeinschaftlichen, interreligiösen und interdisziplinären Theologietreibens, von der Untrennbarkeit von Ethik und Theologie. Dass sie damit Fragen für unseren eigenen Weg aufwarf, zeigte sich im Schlussplenum. Es geht nicht darum, die konkreten Inhalte der verschiedenen Christologien zu vergleichen oder gar zu übertragen, sondern vielmehr daran, uns von den Methoden herausfordern zu lassen, mit denen Frauen aus dem Süden ihre befreiende christliche Perspektive entwickeln. Unseren Ort, unsere Quelle des Theologisierens suchen, heisst damit auch:

- unsere eigene Kontextualität noch differenzierter wahrzunehmen und historisch aufzuarbeiten,
- nach unseren Wurzeln, unseren eigenen lustvollen, widerständigen Traditionen zu suchen,
- uns Rechenschaft zu geben über die Referenzgruppe, der wir uns in unserem Leben und Arbeiten verpflichten. ... zur Befreiung aller Töchter im Haushalt Gottes!

Judith von Rotz Durrer

Dies und das

Preis für Elisabeth Gössmann und Elisabeth Moltmann-Wendel

Die beiden Theologinnen werden mit dem diesjährigen Preis «Für die Freiheit in der Kirche» der Herbert-Haag-Stiftung ausgezeichnet, weil sie sich trotz Anfeindungen ihrer Kirchen «ausdauernd und erfolgreich für die Freiheit der Frauen in den Kirchen eingesetzt»

haben, schreibt der Präsident der Stiftung, Hans Küng. Die Preisverleihung findet am 25. Juni 1997 um 18.00 Uhr in der Lukaskirche in Luzern statt. Die Laudationes halten Helen Schüngel-Straumann und Doris Strahm. Die Festreden der beiden Preisträgerinnen werden sich mit dem Thema «Frauen-erfahrung in der Kirche» beschäftigen.

Wechsel im IG-Vorstand

Vreni Hungerbühler heisst die neue Vorstandsfräule in der Interessengemeinschaft Feministischer Theologinnen. Sie wurde an der 7. Vollversammlung gewählt und ersetzt Silvia Schroer, die drei Jahre aktiv im Vorstand mitgearbeitet hat.

Leitbild für Pfarrerinnen im Kanton Zürich

Die Zahl der in verschiedenen Stellungen tätigen Pfarrerinnen steigt im Kanton Zürich stetig. Ihre Stimme wird jedoch «im Chor der männlichen Kollegen» (z.B. bei Kapitelversammlungen) relativ wenig gehört. Die Zürcher Pfarrerinnen haben deshalb an einer eigenen Frauen-Kapitelretraite im November letzten Jahres auf Boldern ein Leitbild für ihre Tätigkeit erarbeitet. Im Beisein einer externen Moderatorin konnten vielfältige Anregungen und Gedanken gesammelt, systematisiert und formuliert werden. Es ging ihnen dabei nicht darum, eine «Job-Description» auszuarbeiten, sondern vielmehr darum, das Amt der Pfarrerin in all seinen Implikationen zu reflektieren und einander Ermutigung und Stärkung für unterwegs zuzusprechen. Das Ergebnis liegt nun in gedruckter Form vor. Das Leitbild für Pfarrerinnen ist nicht revolutionär, es lotet jedoch die Grenzen und Möglichkeiten des Amtes aus. Die Verfasserinnen hoffen, dass es von möglichst vielen Kolleginnen und Kollegen in den Gemeinden, aber auch von Kirchenpflegern und anderen der Kirche näher oder ferner stehenden Personen gelesen und diskutiert wird, im Sinne einer Hinterfragung der eigenen, manchmal vielleicht etwas revisionsbedürftigen Ansichten über Kirche und ihre AmtsträgerInnen. Erhältlich ist es bei:

Ruth Wirz, Gehrenholz A 10,
8055 Zürich

Projekte

20 Jahre sind genug – Pflingsten 1999 ist in Sicht

Worum geht es: Im Zusammenhang mit einem Dekanatsweiterbildungskurs von PfarreileiterInnen in Dullikon im Herbst 1995 wurde die Idee «Pflingsten 1999» geboren. Ausgangspunkt waren und sind die vielen strukturellen und die damit verbundenen inhaltlichen Schwierigkeiten in der Pastoral (Stichwort Priester-mangel, Kompetenzprobleme zwischen PfarreileiterInnen und Priestern etc.).

Das Problem: Gemeindeleiterinnen sind

zwar vom Bischof eingesetzt; die Strukturen, die den Rahmen ihrer Arbeit abstecken, behindern jedoch diese Arbeit. Sie fressen nicht nur Zeit (weil viel herumgereist werden muss, Kompetenzen ausgehandelt oder erstritten werden müssen), sondern sie führen auch zu einer inakzeptablen «Erosion» der Bedeutung von Sakramenten in den Gemeinden.

Massnahmen: «Wir suchen Wege», heisst es in einem Resolutionspapier vom Herbst 1995, «dass der Auftrag Jesu im Evangelium zur Abendmahlsfeier ‚Tut dies zum meinem Gedächtnis‘ ungehindert in jeder Gemeinde erfüllt werden kann.» Konkret bedeutet dies für die VerfasserInnen der Resolution, dass vor der Jahrtausendwende die Frage der Eucharistiekompetenz gelöst sein wird. «Pflingsten 1999» besagt: Es entstehen jetzt Formen der Feier des Abendmahls, die neue Zeichen setzen. Damit sollen die Entscheidungsträger unter Druck gesetzt werden. Betont wird aber auch immer wieder, dass man sich dabei ein Mittun und Unterstützen von Priestern erhofft, damit man zusammen nach Wegen suchen kann, wie die Reich-Gottesarbeit in der Vorläufigkeit der Kirche gefördert und gelebt werden kann.

Nähere Informationen dazu bei:

Martha Brun, Katholisches Pfarramt
5314 Kleindöttingen, Tel. 056/245 33 27,
Fax 056/245 71 78.

Solidarität mit illegalisierten Migrantinnen – Netz für Soforthilfe

Die globale Entwicklung, die Asyl- und Ausländerpolitik der Schweiz und die geschlechtsspezifische Situation der Frauen dieser Welt haben zur Folge, dass auch in der Schweiz immer mehr illegalisierte Frauen leben. Sei es A., deren Schweizer Ehemann sich vor Ablauf der Fünfjahresfrist scheiden lässt, womit ihr «Aufenthaltszweck» dahinfällt. Sei es B., deren Artistinnenvisum abgelaufen ist, die aber ihrer Agentur immer noch Geld schuldet. Sei es C., die sich zu Hause verschuldet, um als Touristin einreisen zu können und keine andere Arbeit als im Sexgewerbe oder als Hausangestellte findet.

Wie geht es weiter? Die Frauen haben ihren Aufenthaltsstatus verloren oder werden durch ihre Arbeit von Anfang an illegalisiert. Viele helfen sich selbst und untereinander, andere geraten in eine ernsthafte Krise. Neben dem psychologischen Stress wegen ihrer unsicheren Aufenthaltssituation wissen sie nicht, wo sie sich bei Gesundheitsproblemen hinwenden können und warten oft so lange, bis sie in die Notfallstation des Spitals kommen. Ohne Krankenkasse ist dies für die Frauen unbezahlbar und sie riskieren, ausgeschafft zu werden.

Die Frauen kommen in die Schweiz in der Hoffnung auf Verbesserungsmöglichkeiten für sich und vor allem für ihre Familien im Herkunftsland. Der Schritt nach Europa erfordert von den Frauen viel Mut. Sie leben hier isoliert und sind sexueller Gewalt, Rassismus und der

Willkür ihrer Arbeitgeber, Vermieter, Freier in besonderem Masse ausgesetzt. Meistens beherrschen die Frauen die deutsche Sprache nicht oder nur sehr rudimentär. Sie sind daher leicht erpressbar und können sich für ihre spärlichen Rechte kaum wehren.

Die Arbeitsgruppe «Illegalisierte Frauen» wurde im letzten Jahr von neun Vertreterinnen aus Organisationen gegründet, die sich mit dem Thema «Frau und Migration» beschäftigen. Sie wollen sich nicht darauf beschränken, die Probleme illegalisierter Frauen öffentlich zu machen, sondern diese Frauen auch konkret unterstützen und haben deshalb ein Netz für Soforthilfe geschaffen, das illegalisierten Frauen medizinische und rechtliche Hilfe bietet und sie in Krisensituationen unterstützt. Sie sind für ihre Arbeit auch auf die finanzielle Mithilfe anderer angewiesen. Informationen dazu gibt es bei:

FIZ Dritte Welt-Frauen-Informationszentrum, Quellenstr. 25, 8005 Zürich,
Tel. 01/271 82 82

Broschüren

Frauen in friedenspolitischen Entscheidungsprozessen – eine Studie

Die Weltfrauenkonferenz in Beijing im September 1995 forderte mehr Beteiligung von Frauen an politischen Entscheidungsprozessen. Doch was bedeutet diese Forderung genau, heute und hier in der Schweiz – zum Beispiel in der Friedenspolitik? Wo werden friedenspolitische Entscheidungen in unserem Land überhaupt gefällt, wo sind die Orte, wo demnach die Beteiligung von Frauen verbessert werden müsste? Welchen Einfluss haben Frauen bisher auf friedenspolitische Entscheidungen gehabt? Welche Inhalte wollen sie einbringen? Welche Strategien verfolgen sie, um diese Inhalte durchzubringen, bzw. ihre Position zu verbessern?

Diesen Fragen sind die Autorinnen der Studie nachgegangen. Der erste Teil enthält Resultate einer Umfrage, an der Akteurinnen auf verschiedenen Ebenen staatlicher und nichtstaatlicher Friedens- und Sicherheitspolitik teilgenommen haben.

Im zweiten Teil der Studie stehen dann fünf ausgewählte Fallbeispiele im Zentrum, bei denen die Beteiligung von Frauen am jeweiligen Entscheidungsprozess anhand der Befragungen und zusätzlich aufgrund schriftlicher Unterlagen ausgelotet wurde. Auf diese Weise konnten Möglichkeiten und Strategien der Einflussnahme fassbar gemacht werden.

Die Untersuchung zeigt die Widersprüche auf, die frauenpolitische Positionen und Strategien in patriarchal bestimmten Strukturen und Themen ständig bestimmen: das grundsätzliche Dilemma politischer aktiver Frauen zwischen «Mitreden im Vorgegebenen» und

«Suchen nach dem Eigenen». So liefert die Studie über den friedens- und sicherheitspolitischen Bericht hinaus ein praktisches Werkzeug, um Möglichkeiten frauenpolitischer Einmischung zu beurteilen und Strategien zu entwickeln. Die Autorinnen hoffen, dass diese Untersuchung und die daraus abgeleiteten Thesen die Selbstreflexion und die Diskussion in interessierten Frauenkreisen anzuregen vermögen.

Bestellt werden kann die Studie bei der: *cfD-Frauenstelle für Friedensarbeit, Postfach 9621, 8036 Zürich, Fax: 011241 29 26*

Streit um Geschichte, Antisemitismus und Rassismus

Das Heft 32 des Widerspruchs ist dieser Debatte gewidmet. Es befasst sich mit den Themen und Argumentationsmustern der pseudo-wissenschaftlichen Propaganda, deren sich die Auschwitz-Leugner und -Leugnerinnen in Deutschland, Österreich und der Schweiz bedienen. Er untersucht die Strategien von Le Pen Front National in Frankreich und geht der Frage nach, ob Le Pen und der Österreicher Jörg Haider zum Testfall für die liberale Demokratie werden.

Zwei Aufsätze thematisieren den Antisemitismus in der Schweiz: die ideologischen Konstrukte der Rassenpsychologie C.G. Jung und die Verdrängung und Verharmlosung des katholisch-konservativen Antisemitismus in der Schweizer Geschichte durch die «Freiburger Schule» um den Historiker Urs Altermatt.

Vier Autoren setzen sich mit der wirtschaftlichen Verstrickung der Schweiz mit Nazi-Deutschland im zweiten Weltkrieg auseinander. Die Stichworte dazu sind Banken-Kollaboration, Nazi-Fluchtgelder, «Judenpolitik», Raubgold und nachrichtenlose Vermögen.

Ebenfalls ein Thema ist der aktuelle institutionelle Rassismus in der Ausländer- und Asylpolitik der Schweiz im «Drei-Kreise-Modell».

Das Heft ist für 20 Franken im Buchhandel erhältlich oder direkt zu beziehen bei: *Widerspruch, Postfach, 8026 Zürich*

Kommendes

Begegnung mit Chung Hyun Kyng

Seit Frau Chung 1991 bei der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Canberra die Weltbühne betrat und das Foto von ihrem Feuertanz um die Welt ging, gilt die südkoreanische Theologin als eine Identifikationsgestalt für Frauen der ganzen Welt und als «gefährlich», weil sie urwüchsige religiöse Traditionen Asiens in ihre christliche Spiritualität einbezieht.

Das Frauenreferat der Diözese Feldkirch lädt nun zu einer Begegnung mit Frau Chung im Jugend- und Bildungshaus St. Arbogast ein.

Freitag, 4. Juli, 20 Uhr: Vortrag
Samstag/Sonntag, 5./6. Juli: Seminar

Weitere Informationen beim Frauenreferat, 0043/(0)5522/3485-201 oder im Bildungshaus, 0043/(0)5523/62501

Mit Weisheit, Witz und Widerstand weben Frauen am neuen Europa

Die diesjährige Europäische Frauen Sommerakademie auf Boldern steht unter dem Leitsatz «Für Gemeinschaft streiten».

Wie auch schon in der Vergangenheit, bleibt die Frage nach den Bedingungen für ein multikulturelles Europa weiterhin das Thema für die Sommerakademie, weil die Zukunft Europas davon abhängt, ob es gelingen wird, eine auf sozialer und wirtschaftlicher Gerechtigkeit gegründete Gemeinschaft der Verschiedenen zu schaffen.

Die Sommerakademie möchte einen Frauenbeitrag zur Debatte über Verschiedenheit erarbeiten. Dies ist umso wichtiger, weil die Berufung auf das Recht auf (religiöse, ethnische, kulturelle) Verschiedenheit in den letzten Jahren immer wieder gegen die Menschenrechte ausgespielt und nicht selten dazu benützt worden ist, Frauen gleiche Rechte zu verweigern. Mit Weisheit und dem Witz von Frauen möchte die Sommerakademie Gemeinschaft schaffen, Brücken bauen, grenzübergreifende Vernetzungen pflegen, Verständnis für die anderen fördern, um so allen Formen von Hass und Misstrauen widerstehen zu können.

Die Sommerakademie findet statt vom 9. – 16. August auf Boldern in Männedorf.

Weitere Informationen bei:
*Ulrike Schädler, Boldernhaus Zürich, Voltastrasse 27, 8044 Zürich
Tel. 01 261 73 61*

«Wer die Erde nicht berührt kann den Himmel nicht erreichen»

Anlässlich der Jahresversammlung des Projekts Frauentheologie Basel findet zu diesem Thema ein Gespräch mit Elisabeth Moltmann-Wendel statt.

Miteinladende sind das Forum für Zeitfragen und die Katholische Erwachsenenbildung.

Zeit: Montag, 25. August, 20.00 Uhr
Ort: Katholisches Studentenhaus Basel, Herbergasse 7.

Vergelt's Gott...

... lautet das Motto des 3. Aargauischen FrauenKirchenFestes.

Viele Frauen arbeiten an vielen Orten freiwillig und unentgelt(d)lich und gerne. Wie geht es Frau bei dieser Arbeit? Wie können wir sie sichtbar machen? Wieviel ist sie wert? Wie steht es mit der Anerkennung dafür?

Das FrauenKirchenFest findet am Freitag, 29. August 1997 im reformierten Kirchgemeindehaus Zofingen statt. Zwischen der Denkarbeit zum Thema gibt es Atempausen mit Singen und ein gemeinsames Nachtessen (Teilete).

Kontaktadresse:
*Marianne Pfändler, Hübelweg 2,
5106 Veltheim.*

Paulus-Akademie im September

• «Auf der Suche nach den Gärten unserer Mütter» – Gespräche, Lesungen, Referate von und für Frauen unter der Leitung von Brigit Keller.
Donnerstag, 4./18.9., 2.10., 19.30 Uhr.

• «Wenn Gerechtigkeit und Frieden sich küssen» – Ein Gastmahl für widerständige Frauen.

Gefeiert wird 20 Jahre 'Frauen für den Frieden Zürich', mit Leni Altmann, Marga Bührig, Reni Huber, Rosmarie Schmid und Monika Stocker.

Mittwoch, 10. September, 19.00 Uhr.

• **Rachefantasien von Frauen** – Eine Tagung für Frauen mit Silvia Strahm Bernet u.a., unter der Leitung von Brigit Keller.

Samstag/Sonntag, 27./28. September.

• **Sappho küsst Europa** – Prosatexte zu Lesben aus 20 Ländern. Buchvernissage mit Madeleine Marti, Marianne Ulmi, Ulla von Wurtemberg und Kristin T. Schnider.

Dienstag, 30. September, 19.00 Uhr.

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Dorothee Dieterich, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Barbara Lehner, Luzern
Barbara Seiler, Zürich
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern
Ursula Vock, Zürich

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
Monika Hungerbühler
Postfach 300
CH-4012 Basel

Layout:

Esther Kälin Plézer, Bern

Druck:

Gegen-Druck, Luzern

Abonnement:

Normalabo: Fr. 24.–
GönnerInnenabo Fr. 30.–
Auslandabo: Fr. 26.–/DM 28.–
Abonnementsbestellungen siehe:
Administrationsadresse
Kündigungen bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern: Fr. 6.– zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
Postfach 300
CH-4012 Basel

Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
Ein Lob... der Faulheit??? (Rahel Hutmacher)	3
Müssiggang – aller Laster Anfang? (Marianne de Mestral)	5
«Zum Sein hat Gott alles geschaffen» (Monika Hungerbühler)	7
So fromm und arbeitsam... (Dorothee Dieterich)	8
Faule Leute haben lange Tage (Texte und Sprüche zum Thema)	10
Staubiges Glück (Silvia Strahm Bernet)	11
Alles hat seine Zeit (Heidi Witzig)	12
Versenke Dich in Deinen Grund (Pia Gyger)	15
Literatur	16
Forum	16

Bildnachweis

Die Bilder in dieser Nummer stammen zum grössten Teil von Postkarten. Die Märchenbilder (S. 8/9) sind den beiden Büchern entnommen: Bibliothek der schönsten Märchen, Brüder Grimm: «Von Schelmen und Glückskindern» und «Von Hexen, Feen und allerlei Zauberei», Annette Betz Verlag.

Weltgeschäft – Frauenarbeit

Auswirkungen einer globalisierten Ökonomie

Eine Tagung für Frauen, die sich mit Fragen des heutigen
Wirtschaftens auseinandersetzen wollen

4. - 6. Juli 1997, im Missionshaus Basel

Leitung:	Regula Frey Nakonz, Koordinationsstelle Frauen und Entwicklung Vreni Schneider, Werkstatt offene Welt (WoW)
Referentinnen:	Eine Ökonomin (angefragt) Barbara Lehner, Theologin (WoW)

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.
Das Thema der nächsten Nummer lautet:
Frauenblicke auf die Wirtschaft (September)

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Dorothee Dieterich, Kartausgasse 11, 4058 Basel
Pia Gyger, Winkelriedstrasse 23, 6003 Luzern
Monika Hungerbühler, Kannenfeldstr. 35, 4056 Basel
Rahel Hutmacher, am Luchsgraben, 8051 Zürich
Marianne de Mestral, Weingartenstrasse 47, 8057 Männedorf
Silvia Strahm Bernet, Klosterstrasse 11, 6003 Luzern
Heidi Witzig, Brunnenwiesenstrasse 10, 8610 Uster